

Das Amerikanerhaus

Auf der Suche nach der Geschichte eines Hauses

Masterarbeit zur Erlangung des Mastergrades
der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Luzern

vorgelegt von Barbara Vogel
Matrikelnummer 10-451-565

eingereicht am 16. August 2018

Erstgutachter: Prof. Dr. Valentin Groebner
Zweitgutachter: Prof. Dr. Daniel Speich Chassé

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Das Einküchenhaus	8
2.1. Die Frühsozialisten	10
2.2. Theoretische Überlegungen	15
2.3. Einküchenhäuser in Europa	20
2.4. Definition	29
3. Recherche Amerikanerhaus I	31
3.1. Ist das Amerikanerhaus ein Einküchenhaus?	32
3.2. Ein bekanntes Vorbild	39
3.3. Die Bewohnerinnen und Bewohner	42
3.4. Rezeption des Einküchenhauses in der Schweiz	43
4. Der Bauplatz	51
4.1. Zürichs Entwicklung zur Grosstadt	51
4.2. Wohnen im Arbeiterquartier	56
4.3. Der gemeinnützige Wohnungsbau	61
4.4. Das Quartier Wiedikon	67
5. Recherche Amerikanerhaus II	71
5.1. «Das grösste Wohnhaus in Zürich»	72
5.2. Vergleich mit dem kommunalen Wohnungsbau	73
5.3. Die Entstehung des Amerikanerhauses und seine Protagonisten	78
5.4. Die Rolle der Brauerei	89
6. Schlussbetrachtung	91
7. Abbildungen	98
8. Literatur- und Quellenverzeichnis	112
8.1. Literatur seit 1970	112
8.2. Literatur bis 1930	118
8.3. Quellen betreffend das Amerikanerhaus	121
8.4. Allgemeine Quellen	121
8.5. Oral History	122

1. Einleitung

Hinter einer unscheinbaren Fassade an der Strassenkreuzung Idastrasse/Gertrudstrasse in Zürich-Wiedikon verbirgt sich eine unkonventionelle, gar revolutionäre Wohnidee. Das Haus wurde 1916 erbaut, geriet dann aber über Jahre in Vergessenheit, bevor es wieder entdeckt wurde und sich ein Mythos darum entfaltete. In den 1970er-Jahren setzten sich erst Architekten und Architekturhistoriker damit auseinander, dann wurde ein Bericht für das «Magazin des Tages-Anzeigers» verfasst und dann 1992 das Gebäude aufgrund seiner sozialhistorischen Bedeutung unter Denkmalschutz gestellt. Das Haus ist im Inventar Neuerer Schweizer Architektur (INSA) aufgeführt, wie auch in der Buchreihe «Baukultur in Zürich». Aufsätze über die Geschichte des Wohnungsbaus in Zürich wie auch über die Stadtentwicklung weisen gerne auf das Haus und seine Einzigartigkeit hin. Auch kleinere lokale Zeitungen berichten immer mal wieder über das Haus. In den kurzen Erwähnungen und Berichten erfährt man, dass damals der Architekt oder Sozialreformer Oskar Schwank eine Wohnanlage nach dem Einküchenhausprinzip plante, die 40 unterschiedlich grosse Wohnungen ohne Küchen umfasst, wobei die Mahlzeiten in einer grossen Zentralküche im Erdgeschoss gekocht werden und die Bewohner zusammen im Speisesaal essen. Schwank plante zudem, eine Markthalle, Waschküchen und Bäder ins Haus zu integrieren sowie eine damals hochmoderne Zentralheizung. Mit diesen Einrichtungen könnten, so die Idee hinter dem Konzept des Einküchenhauses, die Frauen von der Hausarbeit befreit werden und eine Erwerbsarbeit annehmen. Der Wohnbau wurde dann von einer Genossenschaft realisiert, doch das ehrgeizige sozialreformerische Projekt wurde während der Umsetzungsphase verwässert.¹

Dieses geheimnisvolle Haus, das im Volksmund Amerikanerhaus genannt wird, ist durchaus bekannt; viele haben schon davon gehört oder gelesen und wissen, dass es etwas mit dem Konzept des Einküchenhauses zu tun hat, doch die detaillierte Geschichte des Hauses scheint nicht erwähnenswert zu sein oder ist noch nicht erforscht. In der vorlie-

¹ Karin Dangel: Idastrasse 28, Gertrudstrasse 37, «Aemtlerhalle» oder «Amerikanerhaus», in: Zürcher Denkmalpflege. Stadt Zürich. Bericht 1991/1992, hg. v. Hochbauamt der Stadt Zürich. Büro für Archäologie und Denkmalpflege, Zürich 1992, S. 142–144; Corinne Gasal: Gertrudstrasse 37. Idastrasse 28, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 53; Isabel Haupt: Einküchenhaus und Einbauküche. Anmerkungen zur Küche in modernen Zeiten, in: NIKE-Bulltin, 1/2, 2014, S. 14–19; INSA. Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, hg. v. der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 11 Bde., Zürich 1982–2004, Sonderpublikation aus Bd. 10 – Zürich. Architektur und Städtebau 1850–1920, Zürich 2001, S.163; Isabella Seemann: Emanzipation durch Küchenreform, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 31. Mai 2017, S. 39.

genden Masterarbeit wird daher auf die Suche nach der Geschichte dieses Hauses gegangen. Was ist über das Haus bekannt? Wieso wurde bisher nur wenig Ausführliches darüber geschrieben? Was liegt noch im Verborgenen? Wieso wurde das Haus lange Zeit vergessen? Weiter interessiert natürlich, was genau ein Einküchenhaus ist und woher die Idee kam. Gibt es direkte Vorbilder für das Amerikanerhaus oder sind Einflüsse zu erkennen? Weiter sollte das Haus in seinem lokalen geografischen und sozialgeschichtlichen Kontext eingebettet werden: Wie sah damals die Umgebung aus, in der das Haus gebaut wurde? Welchen Charakter hatte das Quartier Wiedikon im frühen 20. Jahrhundert? Wie sah der Wohnungsbau in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Zürich aus? Wieso wurde das Haus mitten im Krieg erstellt? Weiter stellen sich die Fragen, wieso das Projekt verwässert wurde. Wie wurde es abgeschwächt? Wer war dafür verantwortlich? Für wen war das Haus gedacht, und wer wohnte nach dessen Fertigstellung dort? Die Antworten auf diese Fragen sollen die Geschichte des Hauses nachzeichnen, wobei die Lücken mit Vermutungen oder Hinweisen auf mögliche Vorgänge gefüllt werden. Diese vielen Fragen über das Amerikanerhaus lassen sich zusammenfassen in den Leitfragen: Was ist ein Einküchenhaus? Wo steht das Amerikanerhaus?

Das erste Rahmenkapitel beantwortet die erste Leitfrage: Was ist ein Einküchenhaus? Um dieser Frage nachzugehen, müssen die Veränderungen des Wohnens aufgezeigt werden, um deutlich zu machen, wieso damals so viel über das Wohnen nachgedacht wurde und welche Probleme es in der Neuzeit hervorbrachte. Es zeigt sich etwa, dass die Industrialisierung das Wohnen stark veränderte und die Frühsozialisten im 18. und 19. Jahrhundert die ersten radikalen Reformen für das Wohnen in der Industriegesellschaft entwarfen. Weiter werden theoretische Überlegungen über das Einküchenhaus aufgezeigt und erst einige gebaute Einküchenhäuser vorgestellt, bevor dann eine Definition für das Einküchenhaus gewagt wird. Im ersten Recherchekapitel wird das Amerikanerhaus in den Kontext des ersten Rahmenkapitels gebracht und gefragt, ob es auch tatsächlich der Definition des Einküchenhauses entspricht. Weiter werden allfällige Vorbilder gesucht, und es wird danach gefragt, wer damals dort wohnte und wie das Amerikanerhaus und die Einküchenhäuser im Allgemeinen in der schweizerischen Öffentlichkeit besprochen wurden. Während die anderen Kapitel chronologisch aufgebaut sind, ist das

Kapitel 3.1., welches danach fragt, ob das Amerikanerhaus ein Einküchenhaus ist, umgekehrt aufgebaut. Die Geschichte wird von der näheren Vergangenheit zurück zur weiter entfernten Vergangenheit erzählt. Das zweite Rahmenkapitel geht dann der zweiten Leitfrage nach: Wo steht das Amerikanerhaus? Die Entwicklung Zürichs zur Grossstadt, die rasche Verstädterung und die Bildung der Arbeiterquartiere mit ihren schlechten Wohnbedingungen sind hier zentral. Weiter kommt der gemeinnützige Wohnungsbau zur Sprache, welcher in Zürich vor allem den kommunalen und den genossenschaftlichen Wohnungsbau umfasst. Die Lupe wird danach auf das Quartier Wiedikon gerichtet, und es wird gezeigt, wie die unmittelbare Nachbarschaft des Amerikanerhauses damals aussah. Vor diesem Hintergrund kann dann im zweiten Recherchekapitel das Haus in die damaligen Tendenzen des Zürcher Wohnungsbaus eingeordnet werden. Dabei zeigt sich, dass das Haus eine Ausnahme darstellt, sowohl in seinen Ausmassen als auch in seiner Entstehungsgeschichte, die hier voll aufgerollt wird, wobei die einzelnen Protagonisten bekannt gemacht werden. Am Schluss wird zusammengefasst, dass das Amerikanerhaus sowohl im Kontext der Einküchenhäuser als auch im Wohnungsbau Zürichs eine Ausnahme darstellt und sich in vielerlei Hinsicht von anderen Wohngebäuden des frühen 20. Jahrhunderts unterscheidet. Weiter wird darauf hingewiesen, dass die Qualitäten dieser Wohnbauidee erst in der jüngeren Vergangenheit wiederentdeckt wurden.

Die erste Recherche, die Geschichte des Amerikanerhauses aufzuspüren, führte ins Baugeschichtliche Archiv der Stadt Zürich. Dieses dokumentiert den Wandel des gebauten Zürich. Geordnet nach Strassen und Hausnummern, liegen hier von jedem Gebäude Fotografien vor, welche die Veränderungen über die Jahre aufzeigen. Von einigen Häusern gibt es auch Hausdokumentationen, welche weitere Materialien enthalten. So auch für die Idastrasse 28, die Adresse des Amerikanerhauses. Darin befinden sich neben Ausenaufnahmen aus verschiedenen Jahrzehnten und einigen Innenaufnahmen auch Hinweise auf die Literatur, welche über das Haus besteht. Es sind vor allem die schon erwähnten kurzen Artikel über das Haus, der Bericht der Denkmalpflege über die Unterschutzstellung des Hauses und zwei längere Texte, welche sich etwas ausführlicher mit dem Haus auseinandersetzen. Dabei handelt es sich um einen Aufsatz von Martin Steinmann aus der Architekturzeitschrift «Archithese» von 1974, welcher sich mit Laubenganghäu-

sern auseinandersetzt und das Amerikanerhaus als ein Beispiel dafür aufführt,² sowie um die Reportage «Idastrasse 28, Zürich-Wiedikon» von Peter Trösch, die 1976 im «Magazin des Tages-Anzeigers» erschien.³ Diese basiert auf einer Befragung der Hausbewohnerinnen und -bewohner über das Leben im Amerikanerhaus, was eine ungewöhnliche Quelle darstellt. Im Normalfall wird nur über ein Bauprojekt und dessen Fertigstellung geschrieben, das spätere Leben in einem Haus ist dabei aber kaum dokumentiert. Trösch erwähnt zudem die Protokolle der Genossenschaftsversammlungen, wo sich diese befinden, ist aber nicht angegeben. Esther Fuchs vom Baugeschichtlichen Archiv wusste weiter, dass die Pläne des Hauses im Amt für Baubewilligungen liegen. Diese erste Recherche brachte hervor, dass verschiedenste Arten von Quellen über das Haus existieren: die Pläne, die Protokolle der Genossenschaft sowie die Befragung der Bewohnerinnen und Bewohner über das Leben im Haus. Die Suche nach den Protokollen der Genossenschaft stellte sich aber als schwierig heraus. Eine Recherche im Schweizerischen Sozialarchiv, welches Körperschaftsarchive von sozialen Bewegungen, politischen Parteien, Gewerkschaften und auch Genossenschaften umfasst, ging leer aus. Später wurde bekannt, dass der Nachlass der Genossenschaft im Stadtarchiv Zürich versteckt ist. Weitere Dokumente fanden sich im Staatsarchiv des Kantons Zürich sowie im Schweizerischen Sozialarchiv. An verschiedenen Orten liegen also verschiedene Dokumente, Hinweise und weiteres Material, mit dem die Geschichte des Hauses rekonstruiert werden kann. Diese einzelnen Quellen werden in den Recherchekapiteln genau vorgestellt und gesichert.

Der Forschungsstand ist bei den beiden Leitfragen sehr unterschiedlich. Während die Einküchenhäuser nur vereinzelt Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen sind, sind der Wohnungsbau und die Stadtentwicklung Zürichs sehr umfangreich und auch aus verschiedenen Perspektiven dokumentiert. Für das erste Rahmenkapitel war der Einführungs- und Übersichtsband «Soziologie des Wohnens» von Hartmut Häußermann und Walter Siebel sehr hilfreich, da er einen kompakten Überblick über die wichtigsten Veränderungen im Wohnen in der Neuzeit gibt. Die Studie «Geteiltes Wohnen» von Susanne Schmid geht spezifisch auf das gemeinschaftliche Wohnen, dessen Entwick-

² Martin Steinmann: Das Laubenganghaus. Bemerkungen zu seinem Bedeutungswandel zwischen 1849 und 1929, in: Archithese, 12, 1974, S. 3–12.

³ Peter Trösch: Idastrasse 28, Zürich-Wiedikon, in: Tages-Anzeiger Magazin, 17. Januar 1976, S. 6–11, 30.

lungslinien sowie eine Typologie von Wohnbauten mit unterschiedlichen Gemeinschaftseinrichtungen ein. Hier wird auch das Einküchenhaus als ein Typ von gemeinschaftlichem Wohnen behandelt und seine Spezifika herausgearbeitet. Die Frühsozialisten und ihre Ideen sind gut erforscht. Im Zusammenhang mit ihren Architekturkonzeptionen aber wurden die Quellentexte erstmals in Franziska Bollereys umfassender Dissertation «Architekturkonzeptionen der Utopischen Sozialisten» behandelt. Bollerey möchte damit zeigen, dass Architekturgeschichte sich nicht nur mittels formalästhetischer Analysen interpretieren lässt, sondern dass die Theorien zum Bauen sowie die Bauten selbst immer auch Teil der sie bedingenden ökonomischen, politischen und sozialen Voraussetzungen sind. Dieser Ansatz war auch für die vorliegende Masterarbeit wertvoll. Vittorio Magnago Lampugnani's Beiträge zu den Frühsozialisten in seinem schön illustrierten Buch «Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert» beziehen sich auf Bollerey. Das Phänomen des Einküchenhauses wird in Günther Uhligs «Kollektivmodell Einküchenhaus» erörtert. Bei diesem Buch handelt es sich um ein Standardwerk zum Einküchenhaus, das das Phänomen vor allem im Kontext der Frauenbewegung und der Arbeiterbewegung sowie im Kontext des modernen Wohnungsbaus in der Weimarer Republik beleuchtet. Uhlig gibt zudem viele Hinweise auf zeitgenössische Beschreibungen der realisierten Häuser. In einem kurzen Kapitel seines Buches behandelt er zudem das Amerikanerhaus, wobei er sich in seinen Ausführungen auf die bereits erwähnte Reportage «Idastrasse 28, Zürich-Wiedikon» von Trösch bezieht. Obwohl das Kapitel über das «Zürcher Einküchenhaus» nur zwei Doppelseiten umfasst, zielt doch eine Fotografie des Lichthofs des Amerikanerhauses das Titelbild von Uhligs Buch. Auf der Höhe des Erdgeschosses wurde dann aber das Foto einer Zentralküche hineinmontiert, die zum Kopenhagener Einküchenhaus gehört. Auch im Buch «Die Wohnungsfrage ist Frauensache» widmen sich Ulla Terlinden und Susanna von Oertzen dem Einküchenhaus. Auch hier ist der Fokus auf die umgesetzten Häuser und den deutschen Kontext gerichtet. Die Autorinnen stellen aber auch einige Theoretikerinnen und Theoretiker des Einküchenhauses vor. Die amerikanischen Bestrebungen hin zu einer zentralisierten Hauswirtschaft untersucht Dolores Hayden in ihrem Buch «The Grand Domestic Revolution». Sie beschreibt die verschiedenen Bestrebungen mit ihren unterschiedlichen Mo-

tiven anhand der Biografien und Werdegänge ihrer Initiantinnen. Sie zeigt dabei auf, dass viele dieser Versuche auf feministische Forderungen zurückgehen und Frauen einen grossen Beitrag zum Städtebau leisteten, was immer wieder verkannt wird.

Über die Stadtentwicklung und den Wohnungsbau in der Stadt Zürich wurde sehr viel geschrieben. Die Beiträge unterscheiden sich dabei stark. Während einige Studien ohne Nachweise auskommen und dabei nicht immer gesichert ist, woher die Informationen für die Argumentationen kommen, sind andere Beiträge sehr ambitioniert. Als wichtiges Werk erwies sich dabei Daniel Kurz' «Disziplinierung der Stadt». Diese Studie zeigt die grossen Züge und die vorausschauenden Planungen des Zürcher Städtebaus unter der Veränderung seiner Leitbilder und Ideale auf. Auch bei Untersuchungen über den sozialen Wohnungsbau in Zürich kommt man nicht um Kurz herum, in mehreren Aufsätzen zeigt er über Jahre die verschiedensten Aspekte dieses Phänomens auf. Ein wichtiges Werk für das zweite Rahmenkapitel ist zudem die umfassende Zusammenstellung der Entwicklung von der Bebauung und der Eisenbahn im Quartier Aussersihl von Hans-Peter Bärtschi. Unter dem Titel «Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau» zeigt er auf, wie Aussersihl vom Ackerland zum Arbeiterquartier wurde und wie die Strukturen der Landwirtschaft bis heute im Stadtbild und in der Verkehrsführung abzu-lesen sind. Detailliert beschreibt er die räumlichen und baulichen Veränderungen vom einzelnen Haus bis zum ganzen Stadtteil. Allgemein lässt sich feststellen, dass in den Arbeiten über den sozialen Wohnungsbau in Zürich die Verfasser der älteren Beiträge die Entwicklungen kritischer betrachteten als die Verfasser der neuesten Beiträge. Besonders in den 1980er-Jahren wurde das städtische Eingreifen in den Wohnungsmarkt, das damals seit etwa hundert Jahren bestand, als Instrument des bürgerlichen Zürich gesehen, das die Unterschichten erziehen und kontrollieren und ihnen so bürgerliche Werte aufzwingen sollte. Erläutert zum Beispiel in zwei Aufsätzen von Bruno Fritzsche: «Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur» und «Die Sorgen der Wohnungsfürsorger», oder auch in der Studie von Bärtschi. Aktuelle Beiträge, speziell in der neuesten Ausgabe «Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften», herausgegeben von Dominique Boudet 2017, beziehen sich zwar auf ältere Beiträge zum Thema, werten die Entwicklungen aber anders. Hier wird eine Kontinuität im sozia-

len Wohnungsbau Zürichs von 1907 bis in die Gegenwart aufgezeigt und als Erfolgsgeschichte dargestellt. Zu erklären ist dieser Wandel womöglich damit, dass die Wohnbau-genossenschaften und auch der kommunale Wohnungsbau in den 1980er-Jahren andere Charakteristika aufwiesen als in den letzten Jahren, in denen eine grosse Transformation der Akteure stattgefunden hat. Die heutigen neuen Genossenschaften setzen sich für eine Vielfalt von Lebens- und Wohnstilen ein sowie für eine starke Beteiligung aller Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler, während in den 1980er-Jahren die Genossenschaften einzig ihre Bauten verwalteten und auf die Durchsetzung der Hausordnung pochten. Inspirierend für die Arbeit war zudem das Buch «Vom guten Wohnen», herausgegeben von Marie Antoinette Glaser, in welchem vier Zürcher Wohnhäuser anhand ihrer Biografien analysiert werden. Dabei geht es nicht nur um den Entstehungskontext und die ästhetische Ausgestaltung der Bauten, sondern auch um die konkreten Wohnungsgrundrisse, die Veränderungen der Häuser über die Jahre hinweg und die Herausarbeitung dessen, was ein gutes Wohnhaus genau ausmacht. Während die Entwicklung von Aussersihl zum Arbeiterstadtteil Gegenstand vieler Untersuchungen ist, wird das Quartier Wiedikon weniger thematisiert. Die schon erwähnte Reihe «Baukultur in Zürich» beschreibt neben den schützenswerten Bauten eines jeweiligen Quartiers auch die Entwicklung des Stadtteils. Der Band 4 behandelt neben den Stadtteilen Albisrieden und Altstetten auch Wiedikon. Damit konnte ein Überblick gewonnen werden, welche Bauten der Umgebung möglicherweise im Zusammenhang mit dem Amerikanerhaus stehen oder für die allgemeine Quartierentwicklung wichtig sind. Auf dem GIS-Browser auf der Webseite «<https://maps.zh.ch>», dem Instrument zur Visualisierung der Geodaten des Kantons Zürich, können zudem verschiedenste Informationen über den geografischen Raum des Kantons Zürich auf themenspezifischen Karten abgerufen werden. Für die Arbeit war vor allem jene Karte interessant, welche das Alter aller Gebäude aufzeigt. So konnte einfach herausgearbeitet werden, welche Gebäude während des Baus des Amerikanerhauses schon standen und wo sich noch unbebautes Land und ehemalige Feldwege befanden.

2. Das Einküchenhaus

Oskar Schwank plante das Amerikanerhaus nach dem Prinzip des Einküchenhauses. Daher stellt sich die Frage, was ein Einküchenhaus ist. Woher kam diese Idee und was waren die Motive für eine geteilte Küche? Vorab kann gesagt werden, dass das Phänomen Einküchenhaus verschiedene mögliche Ursprünge und Vorbilder hatte. Im Folgenden werden diese aufgezeigt und weiter kommen einige realisierte Einküchenhäuser zur Sprache, wonach eine mögliche Definition für das Einküchenhaus formuliert wird. Zuerst ist aber wichtig, einen Überblick über die Entwicklungslinien des Wohnens in der Neuzeit aufzuzeigen.

Die Ursache, wieso im 19. und im 20. Jahrhundert viel über das Wohnen nachgedacht wurde und neue Formen des Zusammenlebens, zu denen auch das Einküchenhaus gehört, entwickelt wurden, ist vor allem durch den grundlegenden Wandel zu erklären, welchen die Gesellschaft, die Familie, die Arbeit und das Geschlechterverhältnis seit der Industrialisierung erlebten.⁴ In der vorindustriellen Zeit lebte nicht nur die Kleinfamilie, bestehend aus Eltern und Kindern, unter einem Dach, sondern mit ihr auch weitere Verwandte und Angestellte sowie Gesinde.⁵ Der österreichische Sozialhistoriker Otto Brunner definierte dafür den Begriff das *Ganze Haus*.⁶ Die Hausgemeinschaft war eine Selbstversorgungseinheit, man wohnte zusammen, weil man zusammen arbeitete. In denselben Räumen wurde gearbeitet, gegessen, geschlafen und sich erholt. Das *Ganze Haus* war auch eine Absicherung gegen Altersschwäche und Krankheit, weit bevor die Sozialversicherungen existierten. In einem Grosshaushalt lebten bis zu 50 Personen, in einem mittleren 20 bis 25 und in einem Kleinhaushalt 8 bis 10 Personen.⁷ Das Prinzip des *Ganzen Hauses* galt nicht nur für den ländlich-bäuerlichen Haushalt, sondern ebenso für jenen von städtischen Kaufleuten oder Handwerkern.⁸

Die weitreichenden Umwälzungen der industriellen Revolution erfassten mit der Arbeit auch das Wohnen. Die Gesellen, die Mägde und das Gesinde wurden aus dem *Ganzen Haus* entlassen und waren von da an auf Lohnarbeit angewiesen. Die Mechni-

⁴ Hartmut Häußermann/Walter Siebel: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, Weinheim 1996, S. 12.

⁵ Susanne Schmid: *Geteiltes Wohnen. Modelle des urbanen Zusammenlebens mit Nutzungsoptionen als Erweiterung und Kompensation des individuellen Wohnraums*, Zürich 2017, S. 17.

⁶ Häußermann/Siebel: *Soziologie des Wohnens*, S. 22f.

⁷ Ebd., S. 29.

⁸ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 17.

sierung der Arbeit und die industrielle Produktion verlegten die Arbeit in die Fabrik, Wohnen und Arbeiten wurden räumlich getrennt. Das bewirkte, dass die Landbevölkerung in die Städte abwanderte, wo sich die Fabriken und somit die Erwerbsmöglichkeiten befanden. Eine weitere Folge war, dass das Wohnen, das jetzt nur noch dem Erholen, dem Konsum und der Nichtarbeit diene, sich zur Privatsphäre entwickelte. Gerade die Trennung von Arbeit und Nichtarbeit rief Veränderungen in der Familie hervor. Die Hausarbeit wurde als weibliche Nichtlohnarbeit definiert, die im privaten Rahmen der Wohnung blieb, während der Mann für die Erwerbsarbeit ausserhalb der privaten Räume verantwortlich war. Dieses sogenannte Alleinernährermodell, das vorzugsweise im abgeschlossenen Einfamilienhaus stattfand, war das Ideal für die bürgerliche Familie. In grossbürgerlichen Kreisen waren eine pompös gestaltete Wohnung und eine aufwendige Hauswirtschaft als Ausdruck der gesellschaftlichen Stellung der Familie selbstverständlich. Die Hausfrau sollte in «ihrem Reich» den Müsiggang pflegen und die Hausarbeit durch verschiedenste Dienstboten erledigen lassen.⁹ Doch die unterschiedlichen Besitz- und Einkommensklassen, welche durch die liberale Wirtschaftsordnung begünstigt wurden, machten dieses ideale Familienmodell nicht für alle erschwinglich. Die Mittelschicht der Beamten und kleinbürgerlichen Gewerbetreibenden konnte sich meist nur ein «Mädchen für alles» leisten, das mit der Hausfrau gemeinsam die anfallenden Arbeiten bewältigte.¹⁰ Sie gab sich mit einem Reihenhäuschen oder einer Wohnung zufrieden. Die ärmeren Bevölkerungsschichten in der Stadt teilten sich mehrheitlich Wohnungen mit anderen Personen, die nicht zur Familie gehörten. Einzelne Zimmer oder auch nur Betten wurden an Untermieter und Bettgänger vergeben. Auch die zugewiesenen Rollen für Mann und Frau konnten von der Arbeiterklasse nur in wenigen Fällen gelebt werden, denn oft reichte ein einziger Lohn für das Auskommen einer Familie nicht aus, sodass auch die Frau ausserhäusliche Erwerbsarbeit leistete.¹¹ Die Hausarbeit wurde aber trotz geteilter Erwerbsarbeit alleine der Frau aufgebürdet. Das bürgerliche Ideal der Kleinfamilie mit klaren Zuständigkeitsbereichen für die Geschlechter ist bis heute, trotz einiger Veränderungen, das gesellschaftliche Grundmuster geblieben. Sowohl in der Gesellschaft

⁹ Barbara Orland: Haushaltswelten zur Jahrhundertwende, in: Dies. (Hg.): Haushalts(t)räume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Königstein im Taunus 1990, S. 27–35, hier S. 28.

¹⁰ Orland: Haushaltswelten, S. 30.

¹¹ Schmid: Geteiltes Wohnen, S. 19f.

als auch beim Wohnen. Wohnungen werden bis heute auf die Kleinfamilie zugeschnitten und bleiben Privatsphäre.¹² Doch bereits im frühen 19. Jahrhundert gab es erste Bestrebungen, diese Entwicklung hin zum Kleinhaushalt zu reformieren. Die Frühsozialisten boten dafür die ersten theoretischen Auseinandersetzungen.

2.1. Die Frühsozialisten

Die Frühsozialisten kritisierten die Folgen der zunehmenden Industrialisierung und die Entwicklungen der Gesellschaft mit ihren negativen Auswirkungen auf den Einzelnen. Sie setzten sich für weitreichende Reformen ein, die neben der Arbeit sowie den Herrschafts- und Eigentumsverhältnissen auch die Struktur von Stadt und Landschaft, den Menschen selbst und das Wohnen umfassten.¹³ Dabei spielte die Architektur in den Entwürfen der Frühsozialisten eine besondere Rolle, denn diese glaubten, mit dem idealen Bau könnten alternative Lebens- und Produktionsformen unterstützt und durchgesetzt und dabei der Mensch verändert werden. Eine anders gebaute Umwelt, so war die Hoffnung, sollte auch ein anderes soziales Verhalten zur Folge haben.¹⁴ Neue Wohnkonzepte waren dabei also nicht nur eine Alternative zur Mietskaserne, sondern auch eine neu gedachte Sozialordnung.¹⁵

Charles Fourier, ein französischer Kaufmannssohn, Gesellschaftstheoretiker und bekannter Vertreter der Frühsozialisten, legte ab 1808¹⁶ in verschiedenen Schriften eine Zivilisationskritik vor, in welcher er auch eine Idealgemeinschaft und deren städtebaulich-architektonische Ausarbeitung beschrieb.¹⁷ Fourier kritisierte die politischen Verhältnisse der nachrevolutionären Zeit in Frankreich mit der Restauration und den Reaktionen auf die Julirevolution. Er beklagte zudem die Auswirkungen der Industrialisierung, welche die extremen Gegensätze von Arm und Reich hervorbrachte, verkörpert durch den bourgeoisen Flaneur auf den Boulevards von Paris und den ausgebeuteten Arbeiter. Fourier schilderte die Wohnverhältnisse in den chaotisch gewachsenen Grossstädten, in

¹² Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 21.

¹³ Franziska Bollerey: *Architekturkonzeptionen der Utopischen Sozialisten. Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozess*, Berlin 1991, S. 9.

¹⁴ Häußermann/Siebel: *Soziologie des Wohnens*, S. 96.

¹⁵ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 47f.

¹⁶ Bollerey: *Architekturkonzeptionen*, S. 96

¹⁷ Vittorio Magnago Lampugnani: *Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Urbane Entwürfe in Europa und Nordamerika*, Berlin 2017, S. 234f.

dunklen Häusern mit kleinen schmutzigen Höfen, in feuchten, düsteren Wohnungen und als Gegensatz dazu den eifrigen Strassenbau und die Errichtung repräsentativer öffentlicher Gebäude. Seiner Ansicht nach waren die mangelnde Schulbildung und die Wohnsituation der unteren Klassen für alles Übel verantwortlich.¹⁸

In Fouriers Idealvorstellung leben die Menschen in einer Gemeinschaft glücklich und gleichberechtigt zusammen, jeder mit gleichen Rechten und Pflichten und gemeinsamem Wirtschaften und Arbeiten. Diese Gemeinschaft nannte er *Phalange*. Sie sollte genau 1620 Bewohnerinnen und Bewohner umfassen, die nach seinen esoterischen Berechnungen einem Schnitt durch die Gesellschaft entsprachen und jede Altersstufe und jeden der von ihm unterschiedenen 810 Charaktertypen zweimal enthalten. Dabei ist die Familie, die er als Zwangsgemeinschaft kritisierte, aufgelöst, und eine freie Gemeinschaft kann entstehen, in welcher wechselnde Partnerschaft und freie Liebe die Familie ersetzen.¹⁹ Alle wesentlichen Funktionen von Privathaushalt und Familie gehen auf das Kollektiv über, wie Essen und Essenszubereitung, Kinderbetreuung und alltägliche Haushaltsverrichtungen. Private Räume sollten auf ein Minimum reduziert sein.²⁰ Frauen und Männer sind in der *Phalange* gleichgestellt. So könnten auch die Frauen, durch die Befreiung von der Hausarbeit, ihre Arbeit selbst auswählen.²¹ Die *Phalange* umfasst eine landwirtschaftliche und eine industrielle Produktion, dazu kommen künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeiten. Gewirtschaftet würde gemeinsam und der Gewinn nach einem komplizierten Verteilschlüssel an alle Mitglieder ausgeschüttet.²² Den Bau, worin sich dieses soziale Experiment abspielen sollte, nannte er *Phalanstère*. Diese Anlage sollte die Gegensätze von Stadt und Land überwinden und eine attraktive Alternative zum Leben in der Metropole darstellen. Sie sollte in einer schönen Landschaft stehen, jedoch nicht zu weit entfernt von einer Stadt. Fourier hoffte nämlich, dass sein Experiment Besucher aus der Stadt anlocken würde.²³ Er setzte auf die Wirkung seiner Idee und glaubte, wenn erst einmal einige *Phalanges* realisiert seien, würden diese die Kraft des guten Beispiels entfalten und die ganze Gesellschaft nach seinem Prinzip und seinen Vorstellungen

¹⁸ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 86, 90.

¹⁹ Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 236.

²⁰ Häußermann/Siebel: Soziologie des Wohnens, S. 97.

²¹ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 114.

²² Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 236.

²³ Ebd., S. 237.

umwandeln.²⁴ Das *Phalanstère*, welches nur auf Papier existiert, ist ein monumentaler Palastbau, der von weiteren kleineren Kultur- und Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. Das *Phalanstère* selbst sollte eine Länge von 1200 Metern aufweisen und neben verschiedenen Gemeinschaftsräumen wie Küchen, Speisesälen, Bibliothek und Studienzimmer auch Werkstätten und Wohnungen ohne Küchen enthalten²⁵ (Abb. 1, 2). Das innovativste Element des *Phalanstère* sind aber die inneren Verbindungswege im Gebäude selbst, wo die zwischenmenschliche Kommunikation stattfinden und die Gemeinschaft zusammengeführt werden sollte. Es gibt sogenannte Galeriewege im ersten Obergeschoss, die parallel geführte Baukörper verbinden, andererseits aber auch Laubengänge, welche die Wohnungen in den drei Wohngeschossen erschliessen.²⁶ Diese Rues Intérieurs plante Fourier 12 Meter breit und nach aussen verglast, damit man sich darauf frei bewegen kann, unabhängig von der Witterung. Ein begehbare Dach sollte ebenfalls dem Kollektiv der Bewohnerinnen und Bewohner zugänglich sein.²⁷ Das *Phalanstère* erinnert in seiner äusseren architektonischen Gestaltung an das Palais Royal in Paris und an das Schloss von Versailles. Das ist kein Zufall, denn Fourier wollte so für sein Sozialexperiment einen angemessenen noblen Rahmen schaffen.²⁸

Dem mittellosen Fourier blieb jedoch nichts anderes übrig, als sich auf seine Theorien und Pläne zu beschränken. Er fand keinen Investor, welcher mit ihm seine Vorstellungen in die Realität umsetzen wollte. 1838, kurz vor seinem Tod, sah Fourier städtische Mehrfamilienhäuser, ausgestattet mit einer kollektiven Hauswirtschaft, als geeignet für den Übergang der bestehenden Wohnverhältnisse zur *Phalanstère*.²⁹ Die Vorstellungen Fouriers fanden trotz ihrer erfolglosen Umsetzung grossen Anklang. So wurde besonders in Amerika im Lauf des 19. Jahrhunderts immer wieder versucht, Fouriers Siedlungsexperimente mit kollektiver Lebens- und Wirtschaftsweise wie auch beim *Phalanstère* zu realisieren.³⁰

²⁴ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 9.

²⁵ Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 238.

²⁶ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 121.

²⁷ Schmid: Geteiltes Wohnen, S. 50.

²⁸ Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 239.

²⁹ Dolores Hayden: The Grand Domestic Revolution. A History of Feminist Designs for American Homes, Neighborhoods and Cities, Cambridge MA 1981, S. 73.

³⁰ Ulla Terlinden/Susanna von Oertzen: Die Wohnungsfrage ist Frauensache. Frauenbewegung und Wohnreform 1870–1933, Berlin 2006, S. 159.

In Europa wurde das weitaus erfolgreichste Beispiel dafür von Jean-Baptiste André Godin initiiert. Der Fabrikbesitzer aus Guise im Norden Frankreichs setzte sich mit den Theorien der Frühsozialisten auseinander, denn er wollte die Arbeitsbedingungen in seiner Eisengießerei verbessern und das Wohnen in der Werksiedlung verändern.³¹ «Jeder Reformversuch der Arbeit wird wirkungslos und unzureichend bleiben, wenn nicht zugleich durch eine Baureform ein wohnliches Milieu für die arbeitende Klasse geschaffen wird, das geeignet ist, ihren Bedürfnissen zu genügen sowie ihnen die Freuden des sozialen Lebens, auf die jedes menschliche Geschöpf Anspruch hat, zugänglich zu machen.»³² Godin kritisierte in seiner Schrift «Solution Sociale» von 1871 die Isolation, welcher eine Familie in dem für sie konzipierten Kleinhaus oder in einem englischen Arbeitercottage ausgesetzt sei. Nach seiner Auffassung führe dies dazu, dass das Volk seine gemeinsamen Kräfte nicht verbessern könne und dass jeder nur von seinem eigenen Unglück beherrscht sei und nur an sich selbst denke.³³ Godin war ein erfolgreicher Unternehmer und hatte die Mittel, seine Idee zu verwirklichen. Er orientierte seine Reformbestrebungen für die Unterbringung seiner Arbeiter an Fouriers gemeinschaftlichem Wohnprinzip im *Phalanstère*, milderte aber dieses Konzept in seiner Umsetzung ab. Godin baute für seine Angestellten 1859 eine Anlage, deren Bezeichnung *Familistère* einerseits eine starke Orientierung an der *Phalanstère* nahelegt, aber auch die Familie in den Mittelpunkt stellt. Die Familie wurde bei Godins Umsetzung nicht aufgelöst, sondern war integraler Bestandteil des Konzepts.³⁴ Jede Familie verfügte über eine eigene Wohnung, meist eine Zwei- oder Dreizimmerwohnung, aber ohne Küche. Die Verpflegung wurde von einer Grossküche aus organisiert, wobei es den Familien freigestellt war, ob sie gemeinsam mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern im Speisesaal essen wollten oder in der eigenen Wohnung. Geteilt wurden zudem eine Wäscherei, ein Bad- und ein Waschhaus sowie diverse ergänzende Nutzungen wie Schulen, Kinderkrippen oder eine Bibliothek.³⁵ Das *Familistère*, auch *Palais Social* genannt, besteht aus drei geschlossenen Baublöcken, die eine Gesamtlänge von 180 Metern aufweisen, im Gegensatz zu Fouriers monumenta-

³¹ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 153.

³² Jean-Baptiste André Godin: *Solutions Sociales*, Paris 1871, S. 297.

³³ Godin: *Solutions Sociales*, S. 471.

³⁴ Häußermann/Siebel: *Soziologie des Wohnens*, S. 95.

³⁵ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 50.

lem *Phalanstère* mit einer Länge von 1200 Metern (Abb. 3). Neben dem Wohnkomplex stehen weitere Wirtschafts-, Schul- und Kulturgebäude. In der Mitte bildet sich ein grosser Freiplatz. Jedes der drei geschlossenen Wohngebäude erschliesst die Wohnungen über Laubengänge, die um einen glasbedachten Innenhof angelegt sind. Der Grundriss der küchenlosen Wohnungen war damals so aufgeteilt, dass jeweils zwei kleinere Wohnungen zu einer grösseren Wohneinheit zusammengefasst werden konnten. Daher teilten sich immer zwei Wohnungen einen Vorraum. Alle Wohngebäude verfügten über eine Zentralheizung, Wassertoiletten auf den Etagen und einen Zugang zu Duschen, Bädern und einem Schwimmbad in den umliegenden Gebäuden. Das sind Bequemlichkeiten die damals nur der besitzenden Klasse vorbehalten und für Werksiedlungen gänzlich neu waren.³⁶ Nicht nur die Laubengänge zur Erschliessung der Wohnungen erinnern an Fouriers *Phalanstère*, sondern auch die diagonalen Verbindungswege, welche die drei Höfe miteinander verbinden. Diese mit Glas überdachten Innenhöfe waren zentrale, gemeinschaftsbildende Elemente, welche die Bewohnerinnen und Bewohner zusammenbringen sollten und insbesondere fürs Spielen und Sichversammeln genutzt wurden. Dabei dienten die Laubengänge nicht nur bei grossen Anlässen als Balkone, sondern auch im Alltag konnte von ihnen herab das Leben in den Innenhöfen verfolgt werden.³⁷ Der dritte Hof wurde aus Kostengründen nicht überdacht, worunter angeblich das Gemeinschaftsleben litt.³⁸ Godins paternalistisch geführte Fabrikanlage und die dazugehörige *Familistère*, in welcher die Familie als Grundelement der Gemeinschaft erhalten blieb, passten besser ins Bild bürgerlicher Kreise als Fouriers radikale Auflösung der Familie und wurde mit Applaus aufgenommen.³⁹ Es blieb aber ein von der übrigen Gesellschaft isoliertes, inselhaftes Unterfangen. Godins *Familistère* kann aber auch als erstes Einküchenhaus gesehen werden, in welchem in einer zentralen Küche für alle Familien gekocht wurde, sodass die Frauen von der Hauswirtschaft entlastet wurden. 1880 übertrug Godin das *Familistère* wie auch die Fabrik einer Genossenschaft, die mit Unterbrechungen während der Weltkriege bis in die 1960er-Jahre bestand.⁴⁰

³⁶ Bollerey: *Architekturkonzeptionen*, S. 158, 164.

³⁷ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 50.

³⁸ Bollerey: *Architekturkonzeptionen*, S. 158.

³⁹ Ebd., S. 164.

⁴⁰ Leo Balmer/Stefan Erni/Ursula von Gunten: *Cooperation between Capital and Labour*, in: *Lotus*, 12, 1976, S. 58–89, hier S. 61.

Die Reformvorschläge von Fourier mit seinem *Phalanstère* zeigen, dass mit der Kritik an den Folgen der Industrialisierung und der Etablierung des bürgerlichen Familienbildes das vorindustrielle Konzept des *Ganzen Hauses* wieder hervorgebracht wurde. Es ist jedoch nicht einfach eine Übernahme der alten Verhältnisse, sondern eine neue Interpretation. Gerade Fourier sah eine gleichberechtigte Gemeinschaft vor Augen, welche alle hierarchischen Strukturen der bestehenden Gesellschaft, auch die der Familie, ablehnte. Die Ideale der bürgerlichen Familie, wie die geschlechterspezifischen Zuständigkeitsbereiche und die Hierarchie, verfolgte er in seinen Vorstellungen nicht. Trotz der Beibehaltung der Einzelfamilie als Grundelement der Gemeinschaft im *Familistère*, wurde auch hier die Arbeit der Familienhaushalte kollektiviert und auf die Gemeinschaft diesbezüglich Wert gelegt, indem gemeinschaftsbildende Räume geschaffen wurden. Die zentrale Küche, welche alle Bewohnerinnen und Bewohner verköstigte, war dabei nur ein Aspekt der weitreichenden Kollektivierung, welche nämlich auch die Arbeit umfasste. Fouriers Konzept war nicht nur für Godin ein frühes Vorbild für eine gemeinschaftliche Haushaltsführung.

2.2. Theoretische Überlegungen

Überlegungen zu Formen des Wohnens und des Wirtschaftens wie auch zur Neuordnung der Arbeitsteilung der Geschlechter und zur Organisation der Familie blieben im 19. Jahrhundert bestehen. Gegen Ende des Jahrhunderts existierte ein internationales Netzwerk mit politischen und intellektuellen Beziehungen, Einflüssen und auch persönlichen Bekanntschaften von Vertreterinnen und Vertretern verschiedenster Reformbewegungen, welche sich mit einer kollektiven Lebensweise auseinandersetzten. Der deutsche Sozialist August Bebel veröffentlichte eine Biografie von Charles Fourier,⁴¹ ebenso setzte er sich in seiner Schrift «Die Frau und der Sozialismus»⁴² schon früh mit der Rolle der Frau auseinander. Deutsche Frauenrechtlerinnen berichteten von Godins Experiment in Guise.⁴³ Clara Zetkin, damals eine führende deutsche Sozialdemokratin, übersetzte Edward Bellamys «Looking Backward 2000–1887»⁴⁴ ins Deutsche. Bellamys Bestseller

⁴¹ August Bebel: *Charles Fourier. Sein Leben und seine Theorien*, Stuttgart 1888.

⁴² August Bebel: *Die Frau und der Sozialismus*, Zürich 1879.

⁴³ Adele Schreiber: *Eine Enquête über die soziale Frage*, in: *Die Frau*, 5, 1898, S. 211–215.

⁴⁴ Edward Bellamy: *Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887*. Übersetzt von Clara Zetkin, Stuttgart 1914.

beschreibt die Welt im Jahr 2000 mit einer sozialistischen Gesellschaft, in welcher die Hauswirtschaft kollektiviert ist. Bellamys Roman wurde aber nicht nur in der deutschen Sozialdemokratie gelesen und besprochen, sondern beeindruckte auch Ebenezer Howard, den führenden Vertreter der englischen Gartenstadtbewegung, der dafür sorgte, dass 1889 eine britische Ausgabe von Bellamys Roman erschien.⁴⁵ Auch Charlotte Perkins Gilman, eine amerikanische Feministin, war von Bellamy und Bebel beeindruckt. In ihren zahlreichen Schriften setzte sie sich mit einer Neukonzeption von Haushalt und Familie auseinander. Sie sah die Zukunft in der Professionalisierung der Hauswirtschaft. Das bedeutete für sie, dass die Hausarbeit nicht mehr von den Hausfrauen individuell bewerkstelligt wird, sondern von gelernten Angestellten. Die Hausarbeit wird damit vollständig von der bürgerlichen Frau entkoppelt und die Koordination einem externen Geschäftsführer übergeben. Der private Einzelhaushalt war für sie, angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen zu Arbeitsteilung, Industrialisierung und Grossbetrieben, obsolet. Perkins Gilman kannte vermutlich die Ideen Fouriers, beschrieb sie doch etwa die Anlagen ihrer Wohnhotels und küchenlosen Häuser als versehen mit internen Verbindungswegen sowie gemeinsamer Grossküche und Speisesaal.⁴⁶ In ihren Schilderungen betonte sie stets das Luxuriöse der Anlagen und beschränkte sich auf eine wohlhabende Klientel. Sie hob auch hervor, dass sich ihr Projekt von sozialistischen Anschauungen distanzieren und es sich um ein gewinnbringendes Geschäft handle.⁴⁷ Perkins Gilmans Motiv war aber nicht nur das Geschäft, sondern auch die Emanzipation der Frau von der Hausarbeit. Während sich ihr bedeutendstes Werk «Women and Economics»⁴⁸ von 1898 vor allem an Intellektuelle richtete, schrieb sie auch eine ganze Reihe von Artikeln in Form von Serienromanen, die sie in ihrer Zeitschrift «The Forerunner» publizierte und somit ihre Idee einem breiteren Publikum näherbrachte.⁴⁹ Diese breit gefächerte schriftstellerische Tätigkeit, die immer ihrer Idee der kollektiven Hauswirtschaft folgte, erklärt womöglich auch ihre grosse Popularität

⁴⁵ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 159f.

⁴⁶ Hayden: *Grand Domestic Revolution*, S. 189.

⁴⁷ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 162.

⁴⁸ Charlotte Perkins Gilman: *Women and Economics*, Boston 1898 [Reprint New York 1994].

⁴⁹ Hayden: *Grand Domestic Revolution*, S. 197.

und Bekanntheit, die sie in den USA und in Europa erlangte. Ihr Buch «Women and Economics» wurde 1913 unter dem Titel «Mann und Frau» herausgegeben.⁵⁰

Im deutschen Kontext setzte sich die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm bereits 1873 in ihrem Buch «Der Jesuitismus im Hausstande» mit einer Zentralisierung der Hauswirtschaft auseinander. Sie bestritt die natürliche Berufung der Frau für die Hausarbeit⁵¹ und argumentierte, dass der Einzelhaushalt immer mehr an Inhalt verliere und daher die Zeit komme, «*wo in den mittleren und niederen Ständen das Herdfeuer erlöschen wird, um in grossartig angelegten öffentlichen Küchen desto heller zu lodern*».⁵²

Etwas konkreter zeichnet sich die kollektivierte Hauswirtschaft bei Lily Brauns *Haushaltsgesellschaft* oder *Haushaltsgenossenschaft* ab. Brauns Ansatz rührt ebenfalls von der Emanzipation der Frau her. 1901 gab sie das Buch «Die Frauenfrage» heraus, in welchem sie sich mit der Geschichte und der Entwicklung der Frauenfrage auseinandersetzte und zum Schluss kam, dass die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau nicht möglich sei, ohne diese von ihrer doppelten Last zu befreien.⁵³ Bereits vier Jahre zuvor, 1897, präsentierte sie ihre ersten Überlegungen zur *Haushaltsgenossenschaft* auf dem Arbeiterschuttkongress in Zürich,⁵⁴ welche sie dann 1901 in einem Vortrag in Berlin genauer vorstellte. Der Vortrag wurde kurz darauf unter dem Titel «Frauenarbeit und Hauswirtschaft» vom Verlag der Sozialdemokratischen Partei veröffentlicht. Braun unterschied darin die Doppelbelastung der proletarischen Frau, die aus wirtschaftlichen Gründen zu Lohnarbeit gezwungen war, von der Doppelbelastung der bürgerlichen Frau, die sich aus emanzipatorischen Gründen einer geistigen Arbeit widmete.⁵⁵ Die Lösung beider Probleme sah sie nicht im damals diskutierten Arbeitsschutz, welcher Frauen von Erwerbsarbeit fernhalten und zurück an den Herd bringen sollte, sondern in Form von zentralisierter Hauswirtschaft in der *Haushaltsgenossenschaft*, mit zentraler Küche, Waschanstalt und Zentralheizung: «*In einem Häuserkomplex, der einen grossen, hübsch bepflanzten Garten umschliesst, befinden sich etwa 50 bis 60 Wohnungen, von denen keine*

⁵⁰ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 162.

⁵¹ Hedwig Dohm: *Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage*, Berlin 1873, S. 13.

⁵² Ebd., S. 137.

⁵³ Lily Braun: *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite*, Leipzig 1901.

⁵⁴ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 59.

⁵⁵ Lily Braun: *Frauenarbeit und Hauswirtschaft*, Berlin 1901, S. 21.

eine Küche enthält: nur in einem kleinen Raum befindet sich ein Gaskocher, der für Krankheitszwecke oder zur Wartung kleiner Kinder benutzt werden kann. An Stelle der 50 bis 60 Küchen, in denen eine gleiche Zahl Frauen zu wirtschaften pflegt, tritt eine im Erdgeschoss befindliche Zentralküche, die mit allen modernen arbeitssparenden Maschinen ausgestattet ist.»⁵⁶ Auch ein Speisesaal war vorgesehen, der gleichzeitig als Versammlungsraum und tagsüber als Spielzimmer der Kinder dienen kann. «Die Mahlzeiten werden, je nach Wunsch und Neigung, im gemeinsamen Esssaal eingenommen oder durch besondere Speiseführer in alle Stockwerke befördert.»⁵⁷ Dem Speisesaal schließt sich nach Brauns Vorstellungen eine kleine Bibliothek an. Für den Betrieb der Zentralküche sah sie eine erfahrene Wirtschaftlerin sowie zwei Küchenmädchen vor, für die Betreuung der Kinder eine Kindergärtnerin, die allesamt von den Bewohnerinnen und Bewohnern gemeinsam angestellt sind. Erweitern liesse sich dieser Plan, laut Braun, in die Richtung, dass Speisesaal und Gemeinschaftsräume wegfallen und die Mahlzeiten an einer Ausgabestelle abgeholt werden, oder in die andere Richtung, dass eine Anzahl Zimmermädchen zusätzlich die Wohnungen reinigen würden, elektrisches Licht im ganzen Haus verfügbar wäre oder noch weitere gemeinschaftliche Räume eingerichtet würden, je nach dem Bedürfnis der Bewohnerinnen und Bewohner.⁵⁸ Die *Haushaltsgenossenschaft* sah Braun zunächst nur für bessergestellte Arbeiter als realistisch und für die Ärmsten als nicht finanzierbar an. Die *Haushaltsgenossenschaft* sollte aber keinen Zwang darstellen, sondern nur für diejenigen Familien zu erstellen sein, die an einer solchen Einrichtung interessiert seien und in denen die Frau einer Erwerbstätigkeit nachgehe.⁵⁹ Zuerst wollte Braun ein Projekt für bürgerliche Familien verwirklichen, für die «geistig arbeitende Frau», um dann die gewonnenen Erfahrungen in einem Projekt für Arbeiterinnen und Arbeiter in Anwendung zu bringen. Konkrete Versuche, eine solche *Haushaltsgenossenschaft* in Berlin zu verwirklichen, scheiterten jedoch.⁶⁰ Nach ihren Aussagen an mangelndem Interesse und weil ihr Name, der einer Sozialdemokratin, viele Investoren abgeschreckt hätte.⁶¹ Brauns Idee löste scharfe Kritik aus. Die konservative Presse verglich die *Haushaltsgenossenschaft* mit einem «Kar-

⁵⁶ Braun: *Frauenarbeit*, S. 21.

⁵⁷ Ebd., S. 22.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Ebd., S. 29.

⁶⁰ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 150.

⁶¹ Ebd., S. 149.

nickelstall», die liberale Presse fürchtete sich wiederum vor der Kaserne als Idealzustand städtischer Behausung. Auch die sozialdemokratischen Frauen lehnten das Konzept Brauns ab. Führend war bei dieser heftigen Kritik vonseiten der Sozialdemokratinnen Clara Zetkin, die Chefredakteurin der Frauenzeitung «Die Gleichheit». Braun und Zetkin hatten persönliche Konflikte, doch Zetkin kritisierte vor allem Brauns reformistische Position, welche diese mit ihrer *Haushaltsgenossenschaft* vertrete. Laut Zetkin wäre die Vergesellschaftung der Hauswirtschaft erst nach dem Sieg des Sozialismus durchführbar. Einzig der radikale Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, dem die Sozialdemokratin Braun nahestand, hegte Sympathien für die *Haushaltsgenossenschaft*. Die bürgerliche Frauenbewegung ansonsten lehnte Brauns Vorschläge ab und erhob stattdessen die Forderung, den Einzelhaushalt zu reformieren und zu modernisieren.⁶² In Brauns Schriften lassen sich verschiedene Einflüsse erkennen. So die frauenrechtlerischen Motive, wie sie schon Dohm äusserte, dass die Emanzipation der Frau nur durch eine Befreiung von der Hausarbeit geschehen könne. Mit Perkins Gilman wie auch mit anderen Zeitgenossen, zum Beispiel Bebel, teilte sie die Auffassung, dass aufgrund der allgemeinen Tendenz hin zur Industrialisierung und zur Arbeitsteilung der Einzelhaushalt überholt sei und eine Zentralisierung eine notwendige Entwicklung sei. Braun zitiert dabei Bebel, welcher in «Die Frau und der Sozialismus» den Haushalt mit einer Werkstatt eines Kleinmeisters vergleicht, «*ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinnigster Weise vergeudet und verschleudert werden*».⁶³ Die Auflösung der Familie, um alle hierarchischen Strukturen der Gesellschaft aufzuheben, wie sie Fourier forderte, lag Braun aber fern. Auch sie hatte den zentralen Fokus auf die Familie gelegt, wie bereits Godin im *Familistère*.⁶⁴

Diese aufgezeigten theoretischen Überlegungen machen deutlich, dass eine Zentralisierung des Haushalts von verschiedenen Standpunkten aus gefordert wurde. Sei dies aus wirtschaftlichen oder frauenrechtlerischen Gründen oder weil man dem Ideal der Kommune verpflichtet war. In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurden dann in einigen

⁶² Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 138–141, 148.

⁶³ Braun: *Frauenarbeit*, S. 30.

⁶⁴ Ebd., S. 29f.

europäischen Städten solche Wohneinrichtungen mit zentralisierter Küche verwirklicht. Einige davon werden nun im nächsten Unterkapitel vorgestellt.

2.3. Einküchenhäuser in Europa

Das erste europäische Einküchenhaus, das international besprochen wurde und viel Beachtung erfuhr, wurde 1904 in Kopenhagen erstellt. Dabei handelte sich um ein fünfgeschossiges Haus an «*bester Lage*»⁶⁵, das vom Schuldirektor Otto Fick initiiert wurde. Es enthielt neben 25 küchenlosen Wohnungen eine Zentralküche, welche die Wohnungen durch einen elektrisch betriebenen Aufzug mit gekochten Speisen bediente. Die immer wieder zitierte und übernommene Beschreibung des Hauses, die es in Europa bekannt machte, stammt von Rosika Schwimmer, einer ungarischen Feministin, und erschien in der Zeitschrift «Die Umschau»: «*Wer erinnert sich nicht des köstlichen Behagens, mit dem man als Kind das Märchen vom <Tischlein deck' dich> hörte! Die Zentralhaushaltung ist das verwirklichte <Tischlein deck' dich>. Die glücklichen Bewohner stehen auf: das Frühstück ist da. Entsprechend der Verschiedenheit der Frühstücksstunde der einzelnen, wird jedem nach dem im Küchenraum sorgsam beobachteten Merktzettel auf die Minute pünktlich nach Wunsch das zierlich servierte, reichliche Frühstück aufs Zimmer befördert. Ein elektrisches Klingelzeichen ruft zum Speiseaufzug.*»⁶⁶ Neben der Zentralküche gab es weitere komfortable Einrichtungen wie ein Bad mit warmem und kaltem Wasser in jeder Wohnung, elektrisches Licht, eine Zentralheizung, Vorrichtungen für Staub- und Müllbeseitigung, eine Ventilationsanlage für die Reinhaltung der Luft, ein Telefon mit Direktverbindung zum Hausverwalter sowie ein Rohrpostsystem. Das Haus wurde wie ein Unternehmen geführt, ein Küchenleiter mit fünf Gehilfinnen, ein Heizer und ein Maschinist waren engagiert. Klemens De Bruyn, der im «Zentralblatt der Bauverwaltung», herausgegeben vom preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wohlwollend über das Einküchenhaus von Otto Fick berichtete, rechnete vor, dass sieben Hausangestellte im Gegensatz zu 25 Angestellten, wenn jede Familie «standesgemäss» ein Dienstmädchen hätte, eine grosse Ersparnis bedeuteten. Auch zusätzliche Dienstleis-

⁶⁵ Klemens De Bruyn: Wohn- und Kosthaus des Direktors Fick in Kopenhagen, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, hg. v. preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 27, 1907, S. 69.

⁶⁶ Rosika Schwimmer: Zentralhaushaltungen, in: Die Umschau. Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft und Technik sowie ihrer Beziehungen zur Literatur und Kunst, 11, 1907, S. 1024–1029, hier S. 1026.

tungen, wie Botengänge oder Schuhe putzen, könnten zu günstigen Preisen in Auftrag gegeben werden. Am Ende des Monats werde jedem Mieter eine Rechnung geschrieben, die das Essen sowie zusätzliche Dienstleistungen beinhalte.⁶⁷ Auch Schwimmer berechnete die finanziellen Vorteile des Konzepts, doch im Gegensatz zu De Bruyn beleuchtete sie in ihrem Bericht auch die Vorteile, die sich für die Hausfrau ergäben: die arbeitssparenden technischen Einrichtungen, welche sich normalerweise nur sehr wohlhabende Familien leisten könnten, die in der Gemeinschaft des Einküchenhauses auch für bescheidenere Verhältnisse möglich wären. Die Zentralisierung würde sie überhaupt jeglicher Sorge über Kochen, Einkaufen, Feuermachen, Servieren, Abwaschen, Heizen, Lüften und Lichtmachen vollkommen entheben. Ein weiterer Vorteil des *Neuen Hauses*, wie sie es nannte, war für Schwimmer, dass eine bessere Kindererziehung möglich wäre, da die Hausfrau vom täglichen Kochen entlastet sei.⁶⁸ Die Grundrisse der Wohnungen hingegen sah De Bruyn, und später auch Uhlig in seinem Werk «Kollektivmodell Einküchenhaus», «konventionell bis miserabel».⁶⁹ Beide kritisierten die Raumverschwendung durch den Flur und die unschöne Anordnung von Bad und Abort, ohne ausreichender Luft- und Lichtzufuhr. Die Wohnungen verfügten nicht über Küchen, dafür jede über ein Anrichtezimmer, in welchem sich der Speiselift befand, wie auch ein Waschtisch und ein kleiner Gaskocher für allfällige Notwendigkeiten.⁷⁰ Was für Personen in diesem Etablissement lebten, ist aus den Texten nicht im Detail ersichtlich, Schwimmer erwähnte jedoch als Beispiel Lehrer und Beamte.⁷¹ In beiden Berichterstattungen wird aber die grosse Beliebtheit angesprochen, welche das Haus bei den Bewohnerinnen und Bewohnern habe, und dass Fick es für nötig halte, weitere Häuser zu bauen, in welchen auch Kinderkrippen und Aufenthaltsräume einzuplanen wären.⁷² So weit kam es aber nicht. Die Weltwirtschaftskrise zwang Fick, das Haus an die Mieterschaft zu verkaufen. Bald wurden jedoch Küchen in die einzelnen Wohnungen eingebaut und die Zentralküche zu einem Gemeinschaftsraum umfunktioniert.⁷³

⁶⁷ De Bruyn: *Wohn- und Kosthaus*, S. 69.

⁶⁸ Schwimmer: *Zentralhaushaltungen*, S. 1026, 1028.

⁶⁹ Günther Uhlig: *Kollektivmodell Einküchenhaus. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus. 1900–1933*, Giessen 1981, S. 9.

⁷⁰ De Bruyn: *Wohn- und Kosthaus*, S. 69.

⁷¹ Schwimmer: *Zentralhaushaltungen*, S. 1026.

⁷² *Ebd.*, S. 1028.

⁷³ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 62.

Wieso Fick darauf kam, ein Einküchenhaus zu initiieren, bleibt unbekannt. Doch die Ideen von Brauns *Haushaltsgenossenschaft* oder auch Perkins Gilmans Beschreibung des städtischen Wohnhauses mit Zentralküche scheinen eingeflossen zu sein. Dies zeigt, dass die Konzepte für eine Zentralisierung der Hauswirtschaft aus Europa und Amerika auch in Skandinavien gelesen und diskutiert wurden. Gerade in den nordeuropäischen Ländern wie den Niederlanden, Schweden oder Dänemark waren Frauen schon früh erwerbstätig,⁷⁴ und daher stellte sich auch die Frage nach der Vereinbarung von Beruf und Hausarbeit. Dies trägt womöglich auch zur Erklärung bei, wieso das erste bekannte Einküchenhaus genau in Kopenhagen realisiert wurde. Die Berichterstattungen von Schwimmer und De Bruyn weisen auf gesellschaftliche Themen hin, welche damals diskutiert wurden und wofür das Konzept Einküchenhaus eine Lösung bot. Schwimmer sprach die Situation der Dienstboten an, die damals prominent unter dem Begriff Dienstbotennot diskutiert wurde. Damit waren aber nicht die schlechten Arbeitsbedingungen und die missliche Lage der vorwiegend weiblichen Dienstboten gemeint, sondern die Not der bürgerlichen Familien, genügend Dienstboten zu finden. Diese Situation entstand, als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts für die Frauen die Möglichkeit ergab, Fabrikarbeit zu leisten. Die Arbeit als Dienstbote verlor dabei an Attraktivität, denn die Arbeitstage der Dienst-, Kinder- oder Zimmermädchen waren lang, der Lohn gering und die Herrschaft der Hausdame willkürlich.⁷⁵ Einerseits war es schwierig, gute Dienstboten zu finden, andererseits stiegen deren Lohnforderungen, sodass viele Familien nicht mehr in der Lage waren, sich Bedienstete zu leisten. Schwimmer argumentierte, dass das Einküchenhaus die Dienstbotennot entschärfe, weil *«die Hausarbeit zur industrialisierten, qualifizierten Leistung emporgehoben wird, gewinnt der Haushalt all jene intelligenten Arbeitskräfte, die sich bis heute – mit Recht – weigerten, einen täglichen 16- bis 18-stündigen Dienst zu leisten»*.⁷⁶ De Bruyn bezog sich, wie oben schon erwähnt, ebenfalls auf die Dienstbotennot, beschränkte sich aber auf deren finanzielle Faktoren für die bürgerliche Familie. Uhlig sieht das Einküchenhaus als «Marktlücke», welche die allseits beklagte Dienstbotennot durch Serviceleistungen entschärfte. Er meinte, dass gerade die bürgerli-

⁷⁴ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 61.

⁷⁵ Elisabeth Joris/Heidi Witzig: *Frau und Erwerbstätigkeit*, in: Dies. (Hg.): *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz*, Zürich² 1987, S. 167–273, S. 194f.

⁷⁶ Schwimmer: *Zentralhaushaltungen*, S. 1028.

che Frauenbewegung, die ein zwiespältiges Verhältnis gegenüber den Emanzipationsbestrebungen der bis dahin untergeordneten Klasse der Dienstboten gehabt hätte, im Einküchenhaus eine Doppelstrategie sah, die den Interessen beider, der Hausfrau wie auch des Personals, entsprochen hätte.⁷⁷ Der Stellenwert, welcher die Arbeit der Dienstboten für eine bürgerliche Familie hatte, wird dadurch verständlicher, wenn bedacht wird, wie aufwendig sich ein Haushalt im frühen 20. Jahrhundert ohne die heutigen Annehmlichkeiten gestaltete: Es musste stets mit Kohle oder Holz geheizt werden, auch zum Kochen musste oft zusätzlich ein Feuer gemacht werden. Waschen war eine zeitraubende und anstrengende Arbeit, bevor die entsprechenden Maschinen erschwinglich wurden. Die Bekleidung wurde fast ausschliesslich selbst genäht und geflickt. Licht zu machen war vor dem elektrischen Licht ebenfalls aufwendiger mit Petroleum- und Gaslampen. Wasserzu- und -abfluss waren lange nicht selbstverständlich, Wasser musste von einer zentralen Stelle aus in die Wohnung geholt werden.⁷⁸

Beiden Berichterstattem waren der Erhalt und die Privatsphäre der Familie wichtig. Diese blieb im Kopenhagener Einküchenhaus intakt, was Schwimmer und De Bruyn gut hiessen. Das Zusammenleben mit den Nachbarn könne hier genauso anonym sein wie in einer Mietskaserne oder in einem Wohnblock. So, dass jede Familie in ihrer Wohnung eine Privatsphäre genieße und, wie es De Bruyn formulierte, «*die in sich abgeschlossene kleine Welt des Familienlebens*» unberührt bliebe.⁷⁹ Somit stellt das Einküchenhaus an sich ein sehr bürgerliches Phänomen dar und ist weit entfernt von den Ideen der Überwindung aller hierarchischen Strukturen innerhalb der Gesellschaft, wie sie der Frühsozialist Fourier forderte. Seine Idee der Auflösung der Familie und der freien Liebe schreckte viele ab und entfaltete ihre Wirkung darin, dass gemeinschaftliche Wohneinrichtungen immer wieder mit Unsittlichkeit in Verbindung gebracht wurden. Bereits Brauns *Haushaltsgenossenschaft* wie auch die Ideen aus Amerika von Perkins Gilman zeigen aber, dass ein privates Familienleben die Grundlage der neuen Wohnreformen war. Im Einküchenhaus wohnte jede Familie für sich, eine Kommune war nicht vorgesehen, allein die Küche wurde geteilt, aber nicht von den Bewohnerinnen und Bewohnern, sondern von den An-

⁷⁷ Uhlig: Kollektivmodell Einküchenhaus, S. 53.

⁷⁸ Orland: Haushaltswelten, S. 28–33.

⁷⁹ De Bruyn: Wohn- und Kosthaus, S. 69.

gestellten. So gab es im Kopenhagener Einküchenhaus keinen gemeinsamen Speisesaal, wo sich alle zum Essen zusammenfanden. Die Familien lebten abgeschlossen und privat wie in jedem konventionellen Wohnhaus auch.

Einige Jahre nach dem Kopenhagener Einküchenhaus, 1906, entstanden in Stockholm das Einküchenhaus *Hemgården*⁸⁰ und zwischen 1908 und 1909 vier Einküchenhäuser in Berlin.⁸¹ Alle sind in der Ausstattung und im Betrieb ähnlich wie das Haus in Kopenhagen und mit diversen Annehmlichkeiten für das bürgerliche Wohnen ausgestattet. In der Zeitschrift der sozialdemokratischen Frauen, «Die Gleichheit», wurden die Zweibis Fünzimmerwohnungen aber als «*nur gerade mittelgross*» kritisiert. Der Mietpreis und das Essen seien hingegen sehr teuer. Die Wäsche könne nicht im Haus gewaschen werden und müsse in eine externe Wäscherei gegeben werden. Das Leben im Einküchenhaus, so im Artikel, sei für eine Familie um 15 Prozent teurer als eine konventionelle Behausung mit Dienstboten. Weiter wurde argumentiert, dass die Kreise, die es sich leisten könnten, ins Einküchenhaus einzuziehen, allein schon aus Prestige Gründen nicht auf Dienstmädchen verzichten würden.⁸² Es scheint also, als wäre die Klientel, welche sich als Bewohnerinnen und Bewohner des Einküchenhauses eignen würde, nur eine dünne Schicht der Gesellschaft, die nicht zu wohlhabend war, um eigene Hausangestellte anzustellen, aber auch nicht zu arm, um sich die luxuriösen Annehmlichkeiten leisten zu können. Zudem musste die Familie auch offen für die Situation sein, dass die Frau ihre Zeit weniger der Hausarbeit als vielmehr der Kindererziehung oder gar einer ausserhäuslichen Tätigkeit widmete. Für die weniger wohlhabende Arbeiterschicht scheint das Einküchenhaus, als Unternehmen geführt, mit diversen Dienstleistungen, zu teuer zu sein. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurden die Zentralküchen aller Häuser in Berlin wie auch in Stockholm und Kopenhagen aufgegeben. Zudem wurde auch die kaufmännische Unerfahrenheit der Leitung kritisiert, wie auch der Küche, die organisatorisch und wirtschaftlich versagt habe, weil entsprechend qualifiziertes hauswirtschaftliches Fachpersonal gefehlt habe.⁸³

⁸⁰ siehe: Dick Urban Vestbro: *History of Cohousing. Internationally and in Sweden*, 2008, <https://web.archive.org/web/20140222144240/http://www.kollektivhus.nu/pdf/colhisteng08.pdf> [23. März 2018].

⁸¹ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 151f.

⁸² E.H.: *Zur Dienstbotenfrage*, in: *Die Gleichheit*, 19, 1908, S. 39f, zit. nach Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 151.

⁸³ Uhlig: *Kollektivmodell Einküchenhaus*, S. 32.

Die realisierten Einküchenhäuser in Skandinavien und in Berlin wurden alle noch vor dem Ersten Weltkrieg konventionalisiert, das heisst, die Zentralküche wurde geschlossen, und in jede Wohnung wurden Einzelküchen eingebaut. Ihr Scheitern wurde ausgemacht an den Mängeln der Leitung des Unternehmens, an der Desinteresse der Bewohnerinnen und Bewohner an der ursprünglichen Idee sowie an den hohen Kosten, die das Leben im Einküchenhaus erforderte. Die folgenden Beispiele zeigen, dass auch Genossenschaftlichen Einküchenhäuser erstellt und betrieben, bei denen alle Bewohnerinnen und Bewohner am Unternehmen beteiligt waren und die Gemeinschaftseinrichtungen einen grösseren Stellenwert hatten. Es zeigte sich aber, dass auch die genossenschaftlich geführten Einküchenhäuser nicht über eine längere Dauer in Betrieb waren. Somit müssen weitere Gründe für das Scheitern der Einküchenhäuser verantwortlich sein.

Ein Beispiel hierfür ist das Einküchenhaus *Homesgarth*, das 1909 in der ersten realisierten Gartenstadt, in Letchworth im Norden Londons, erstellt wurde. Der Sozialreformer Ebenezer Howard gilt als Theoretiker der Gartenstadt und er war, wie bereits erwähnt, beeinflusst von Bellamys Zukunftsroman. Mit seinem städtebaulichen Reformkonzept wollte Howard den schlechten Wohnbedingungen in den immer grösser werdenden Städten der Industrialisierung entgegentreten. Die Stadt, die ihm vorschwebte, sollte die Vorteile von Stadt und Land vereinen und zugleich deren Nachteile überwinden. In seiner Schrift «Garden Cities of To-Morrow» von 1902 zeigte er auf, wie die durchgrünte Gartenstadt aussehen sollte.⁸⁴ Howards Ziel, das an Fouriers Vorstellungen erinnert, unterschied sich aber von diesen. Mit der Gartenstadt sollte keine Gegengesellschaft erstellt werden, sondern innerhalb einer real existierenden Gesellschaft sollte ein Stück bessere Zivilisation erreicht werden. Für die Behausungen der Gartenstadt Letchworth sah Howard *Quadrangles* vor. Das sind quadratische Häuserblocks mit Innenhöfen, die eine zentrale Küche und küchenlose Wohnungen aufweisen. Sie sollten in einer durchgrünten Umgebung stehen, mit Nutzgärten, die gemeinsam bewirtschaftet würden. Allerdings konnte in Letchworth nur ein solches Gebäude nach Howards Vorstellung erstellt werden, der grösste Teil der Stadt wurde mit konventionellen Reihenhäuschen bebaut. *Homesgarth*, der gebaute *Quadrangle*, wurde dann aber nur zur Hälfte realisiert.

⁸⁴ Ebenezer Howard: *Garden Cities of To-Morrow*, London 1902 [Reprint London 1946], S. 42, 46, 51.

Unklar bleibt zudem, wie viele Wohnungen in diesem Gebäudekomplex genau untergebracht waren, die Angaben variieren zwischen 24 und 48.⁸⁵ Die Ausstattung von *Homesgarth* gleicht den bürgerlichen Einküchenhäusern: In der Zentralküche waren ein Koch und Küchengehilfinnen angestellt, neueste, arbeitssparende Geräte waren vorhanden und die Wohnungen nicht mit einer vollwertigen Küche ausgestattet. Howard, so schien es, legte jedoch mehr Wert auf die Gemeinschaft als die Unternehmer der anderen Einküchenhäuser; so gab es in *Homesgarth* neben den gemeinsamen Nutzgärten auch einen zentralen Speisesaal, andere Gemeinschaftsräume und eine Kinderkrippe.⁸⁶ Ein weiterer Unterschied zu den städtischen Einküchenhäusern in Kopenhagen, Stockholm und Berlin war die dezentrale Lage des Gebäudekomplexes auf dem Land. *Homesgarth* war daher einzigartig und im speziellen Kontext der Gartenstadtbewegung zu sehen. Interessant ist aber besonders für die Thematik der Einküchenhäuser, dass auch in der Gartenstadtbewegung, welche nicht nur in England viele Anhänger und Nachahmer hatte, die Kollektivierung der Hausarbeit thematisiert und vereinzelt umgesetzt wurde. Trotzdem blieb das Einküchenhaus in den realisierten Gartenstädten und vor allem in den realisierten Gartenvororten eine Randerscheinung.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Einküchenhaus nur noch vereinzelt und in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten realisiert, jedoch fern jeglicher breitenwirksamen Durchsetzung. Ein Beispiel dafür ist der Gemeindewohnungsbau in Wien. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden dort unter sozialdemokratischer Mehrheit im *Roten Wien* etwa 65 000 Wohnungen von der Stadtgemeinde erstellt, um der grossen Wohnungsnot und dem Elend der unteren Bevölkerungsschichten entgegenzutreten. Das Wiener Einküchenhaus wurde jedoch nicht von der Stadtgemeinde selbst initiiert, sondern von der Heimhof-Genossenschaft, welche damals bereits ein Heim für alleinstehende, berufstätige Frauen gegründet hatte.⁸⁷ Das Einküchenhaus wurde 1922 errichtet und bestand vorerst aus einem dreigeschossigen Trakt mit 24 Wohnungen, einer Zentralküche, einem Speisesaal und einer Wäscherei.⁸⁸ Nachdem die Genossenschaft in finanzielle Schwierig-

⁸⁵ Uhlig: Kollektivmodell Einküchenhaus, S. 12f.

⁸⁶ Ebd., S. 13.

⁸⁷ Ebd., S. 42.

⁸⁸ Therese Schlesinger: Das erste Familieneinküchenhaus in Wien, in: Die Sozialistische Genossenschaft. Halbmonatsschrift für die gesamte Genossenschaftsbewegung, 10/11, 1922, S. 96f, hier S. 97.

keiten geraten war, übernahm die Stadt Wien 1924 das Gebäude und erweiterte es, wie ursprünglich geplant, zu einem geschlossenen Block mit 246 Wohnungen. Die Verwaltung blieb jedoch bei der Genossenschaft.⁸⁹ Der Komplex bestand vor allem aus Ein- und Zweizimmerwohnungen für Familien, «*in denen Mann und Frau dem Erwerb nachgehen*»⁹⁰. Die Wohnungen waren klein und nicht mit einem Anrichtezimmer ausgestattet, sondern nur mit einer sogenannten Wirtschaftsnische, wo einfache Speisen zubereitet werden konnten.⁹¹ Das Haus verfügte jedoch über diverse Gemeinschaftseinrichtungen, wie einen Gesellschaftsraum, Bäder, Zentralheizung, einen Dachgarten und einen Kindergarten. Solche Einrichtungen waren aber auch im konventionellen Wiener Gemeindebau üblich. Dieser konzentrierte sich nämlich auf grosse Wohnkomplexe mit Kleinwohnungen für die Kleinfamilie und zusätzlichen breit gefächerten Gemeinschaftseinrichtungen. Die Zentralküche des *Heimhofs* blieb jedoch einzigartig. Sie wurde dann aber von den Nationalsozialisten geschlossen, und es wurden Kleinküchen in die einzelnen Wohnungen gebaut.⁹²

Auch in Amsterdam entstand 1928 mit *Het Nieuwe Huis* nochmals ein Einküchenhaus. Die Idee dafür bestand schon seit 1912, doch die Umsetzung erfolgte erst nach dem Ersten Weltkrieg. Beteiligt waren dabei zwei Wohnbaugenossenschaften und zwei Konsumgenossenschaften. Das Haus umfasste 169 Wohnungen ohne Küchen, eine Zentralküche sowie Läden der Konsumgenossenschaften für Lebensmittel, Haushaltsprodukte und Möbel. *Het Nieuwe Huis* war eine Art Ledigenheim und vorwiegend für Alleinstehende gedacht, wenn auch einige junge Familien dort wohnten. Neu war hier, dass es für Männer wie auch für Frauen offen war, wogegen ältere Einrichtungen geschlechtergetrennt waren, wie etwa Häuser für berufstätige, alleinstehende Frauen.⁹³ Obwohl das Haus in Amsterdam über ähnliche Einrichtungen wie die anderen realisierten Einküchenhäuser verfügte, unterschied es sich doch durch seine Zielgruppe von den anderen Häusern, die vorwiegend für Familien gedacht waren. Möglich wäre, dass 1912 den Planern das Konzept des Einküchenhauses vorschwebte, 1928, als der Bau dann realisiert

⁸⁹ Uhlig: Kollektivmodell Einküchenhaus, S. 42.

⁹⁰ B.F. Dolbin: Das Familien-Einküchenhaus, in: Allgemeine Bau-Zeitung, 8, Wien 1922, S. 6f, hier S. 6.

⁹¹ Dolbin: Familien-Einküchenhaus, S. 6.

⁹² Lilli Bauer/Werner T. Bauer: Heimhof, in: Landesorganisation Wien der Sozialdemokratischen Partei Österreichs (Hg.): Das Rote Wien, o.J., www.dasrotewien.at/seite/heimhof [12.Juni 2018].

⁹³ Nancy Stieber: Housing Design and Society in Amsterdam. Reconfiguring Urban Order and Identity. 1900–1920, Chicago 1998, S. 336.

wurde, diese Einrichtung aber bereits nicht mehr gefragt war, Wohnhäuser für Alleinstehende hingegen schon.

Es waren vor allem die Gegebenheiten vor dem Ersten Weltkrieg: Wohnungsnot, Dienstbotennot, Frauenarbeit und die Kritik an den Wohnbedingungen in den Städten, die dazu geführt hatten, dass eine weitgehende Reform wie das Einküchenhaus realisiert wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden viele Frauen wieder aus ihren Berufen gedrängt, als die Männer aus dem Krieg oder dem Militärdienst zurückkehrten. Die Erwerbstätigkeit der Frauen nahm in der Zwischenkriegszeit ab. Die im Krieg erfahrene Not und die zentral organisierte Nahrungsversorgung führten ausserdem zu einer zwiespältigen Auseinandersetzung mit kollektiven Grossküchen.⁹⁴ Grosse staatliche und städtische Wohnbauleistungen, gerade in Wien oder auch in der Weimarer Republik, führten in den 1920er-Jahren zu einer erheblichen Verbesserung der Wohnungsversorgung mit modernen, kleinen, arbeitssparenden Wohnungen.⁹⁵ So fand die Idee des Einküchenhauses in den Zwischenkriegsjahren immer weniger Anhänger. In der Weimarer Republik tauchte das Einküchenhaus als theoretische Alternative nochmals in der Debatte um die Wohnung für das Existenzminimum ab 1929 von Walter Gropius auf. So in einem Wohnhochhaus mit zentralem Grosshaushalt, der der Emanzipation und der Berufstätigkeit der Frau entgegenkommen würde. Doch die Idee blieb theoretisches Konstrukt.⁹⁶ In Schweden wurde die Debatte um das Einküchenhaus in den 1930er-Jahren nochmals aufgenommen und stark von der Frauenemanzipationsbewegung und deren Wortführerin Alva Myrdal geprägt. Umgesetzt wurde 1935 ein Einküchenhaus in Stockholm, das aber vor allem Intellektuelle, Akademiker und Künstler beherbergte, weil diese für die Ideen vom kollektiven Leben offen waren und nicht etwa für eine gemischte Mieterschaft, wie eigentlich vorgesehen.⁹⁷

Es stellt sich nun die Frage, wie das Einküchenhaus genau zu definieren ist, und vor allem, wo die Grenzen zum Ledigenheim oder zum Boardinghouse zu ziehen sind. Dies

⁹⁴ Terlingen/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 186.

⁹⁵ Häußermann/Siebel: *Soziologie des Wohnens*, S. 126.

⁹⁶ Terlingen/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 186.

⁹⁷ Erwin Mühlestein: *Kollektives Wohnen gestern und heute. Neue Wohnformen für die Industriegesellschaft 1930–1975*, in: *Archithese*, 14, 1975, S. 3–23, hier S. 5.

wird im nächsten Kapitel versucht, um dann im Kapitel 3.1. die Frage beantworten zu können, ob das Amerikanerhaus ein Einküchenhaus ist.

2.4. Definition

Die Bezeichnung Einküchenhaus gibt vor, dass es sich um ein Haus mit nur einer Küche handelt. Es ist eine Zentralküche, in welcher für alle Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses, grundsätzlich von angestelltem Personal, gekocht wird. Die Wohneinheiten selbst haben keine vollwertige Küche, können jedoch Anrichtezimmer oder Wirtschaftsnischen aufweisen. Gemeinschaftliche Räume sind für das Einküchenhaus nicht zwingend, können aber in Form von Speisesälen oder anderen Gemeinschaftseinrichtungen das Angebot erweitern. Das Hauptmerkmal bleiben die geteilte Küche und die Kollektivierung des Kochens. Das Einküchenhaus ist von der Typologie des städtischen Mietshauses abgeleitet⁹⁸ und grundsätzlich im städtischen Kontext zu sehen. Der Grundriss der Wohnungen unterscheidet sich nicht von konventionellen Wohnungen, die fehlende Küche wird durch einen Anrichterraum ersetzt.

Während die ursprüngliche Idee für das Einküchenhaus ihren theoretischen Ausführungen noch feministische Forderungen enthielten, war es in seiner Umsetzung vor allem den wirtschaftlichen Vorteilen verpflichtet. Es ging darum, einen Mehrwert zu generieren.⁹⁹ Sei dies im Erwerbsleben durch ein zweites Einkommen, weil das Einküchenhaus mit seinem Service die Arbeit im Haushalt verringerte und daher mehr Zeit für Erwerbsarbeit vorhanden war, oder sei es durch eine Kostensenkung in der Hauswirtschaft, die durch die Zentralisierung erreicht werden konnte. Das Einküchenhaus blieb in der Praxis jedoch der bürgerlich-wohlhabenden Schicht wie auch der Mittelschicht vorbehalten. Theoretisch war das Konzept zwar für untere Einkommensschichten gedacht, in der Realität war dies aber nicht umsetzbar, weil sich das Leben im Einküchenhaus finanziell nicht als wirklich günstiger erwies als in einer konventionellen Wohnung. Besonders wenn beachtet wird, dass die proletarische Frau sowieso Haus- und Lohnarbeit verrichten musste. Somit fällt ein zusätzlicher finanzieller Mehrwert für die Arbeiterfamilie weg. Die Klientel, die sich für das Wohnen im Einküchenhaus eignete, war somit eine schmale Be-

⁹⁸ Terlinden/von Oertzen: *Wohnungsfrage ist Frauensache*, S. 185.

⁹⁹ Schmid: *Geteiltes Wohnen*, S. 46.

völkerungsschicht, die weder zu arm war, um sich das Leben im Einküchenhaus finanzieren zu können, noch zu reich war, um sich eigene Dienstboten leisten zu können.

Das Zusammenwohnen steht im Einküchenhaus nicht im Vordergrund. Da nur die Küche kollektiviert ist, bleiben die Wohnungen privat. Das Einküchenhaus ist besonders auf die Kleinfamilie oder kinderlose Ehepaare zugeschnitten und daher abzugrenzen vom Altersheim, vom Kinderheim, vom Ledigenheim oder vom Boardinghouse. Das sind Wohnbautypen, welche zur gleichen Zeit wie das Einküchenhaus aktuell wurden. Nachdem das *Ganze Haus* aufgelöst wurde und sich das Grundmuster der Kleinfamilie durchsetzte, waren gerade Alters- und Ledigenheime um 1900 neue Einrichtungen, welche den Veränderungen der Gesellschaft und der Wohnungsnot gerecht werden sollten. Konzipiert waren diese Einrichtungen spezifisch für die jeweiligen Bevölkerungsgruppen, für welche es damals schwierig und teuer war, eine eigene Wohnung zu mieten. Zudem waren die Wohnungen ausschliesslich auf die Bedürfnisse der Kleinfamilie ausgerichtet. Die Errichtung von Ledigenwohnheimen kann auch als eine mögliche Antwort auf den rapiden Bevölkerungsanstieg in den urbanen Zentren und die daraus erwachsende Wohnungsnot gesehen werden. Insbesondere erhoffte man sich davon wohl auch eine Eindämmung des damals weitverbreiteten Schlafgängerwesens.¹⁰⁰

Der Begriff Boardinghouse wurde Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland oft anstelle der Bezeichnung Ledigenheim verwendet, da er etwas unbeschwerter klang und mit seinem Bezug zu Amerika, woher der Begriff kam, technischen und gesellschaftlichen Fortschritt in sich trug.¹⁰¹ In Amerika hingegen war das Boardinghouse eine kleine, in einem Privathaus eingerichtete Pension, die oft von alleinstehenden oder verwitweten Frauen geführt wurde. Boardinghouses waren im 19. Jahrhundert in amerikanischen Grossstädten gängige Erscheinungen. Die Hausgäste zahlten für Essen und Zimmer, der Aufenthalt war aber länger gedacht als in einem Hotel. Angesprochen wurde dabei vor allem der niedere Mittelstand, so beispielsweise Handelsreisende, aber auch untere soziale Schichten. Das Boardinghouse war in Amerika aber negativ konnotiert, weil damit die

¹⁰⁰ Markus Eisen: *Vom Ledigenheim zum Boardinghouse. Bautypologie und Gesellschaftstheorie bis zum Ende der Weimarer Republik*, Berlin 2012, S. 11.

¹⁰¹ Ebd., S. 295.

moralische Gefahr eines verlorenen Heimatgefühls assoziiert wurde.¹⁰² In Europa verschob sich in der Zwischenkriegszeit die Zielklientel der Ledigenwohnheime von den ärmeren Bevölkerungsschichten hin zu befreiten, dem Fortschritt zugewandten Menschen, die familiär weitgehend ungebunden waren, jederzeit offen für berufliche und örtliche Veränderungen waren und somit nicht länger an einen materiellen Besitzstand gebunden waren. Zu diesem Zeitpunkt, so scheint es, passte der alte Begriff Ledigenheim nicht mehr zu diesem zukunftsgerichteten Wohnkonzept.¹⁰³

Auch das Einküchenhaus verlor an Attraktivität. Während es in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg an wenigen Orten zur Realität wurde, blieb es auch mehrheitlich ein Phänomen dieser Jahre. Wieso es gerade damals aktuell wurde, lag an einer höheren Erwerbstätigkeit der Frauen und damit verbunden einer besseren Vereinbarung von Haushalt, Erziehung und Beruf, der beklagten Dienstbotennot, der herrschenden Wohnungsnot und der zunehmenden Kritik an den konventionellen Behausungen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden viele Frauen wieder aus ihren Berufen verdrängt, und ihre Erwerbstätigkeit nahm in der Zwischenkriegszeit ab. Die Erfahrung zentral organisierter Nahrungsversorgung während des Ersten Weltkriegs führte ausserdem zu einer abweisenden Haltung gegenüber kollektiven Grossküchen.¹⁰⁴

3. Recherche Amerikanerhaus I

Das Amerikanerhaus an der Idastrasse 28 in Zürich wird stets mit dem Phänomen des Einküchenhauses in Verbindung gebracht: In der Reihe «Baukultur in Zürich» steht zum Amerikanerhaus: Das Gebäude «*stellt eines der seltenen Einküchenhäuser in Europa dar*». ¹⁰⁵ Im Inventar der neueren Schweizer Architektur wird das Amerikanerhaus als ein «*in Zürich einzigartiges Einküchenhaus*» ¹⁰⁶ bezeichnet. Selbst im Bericht der Zürcher Denkmalpflege wird die Unterschutzstellung von 1992 mit der sozialgeschichtlichen Bedeutung und nicht mit der architektonischen Einzigartigkeit begründet. ¹⁰⁷ Ist nun das

¹⁰² Eisen: Ledigenheim, S. 297.

¹⁰³ Ebd., S. 8, 16.

¹⁰⁴ Schmid: Geteiltes Wohnen, S. 60–63.

¹⁰⁵ Gasal: Gertrudstrasse 37, S. 53.

¹⁰⁶ INSA, Zürich, S. 163.

¹⁰⁷ Dangel: Idastrasse 28, S. 142.

Amerikanerhaus ein Einküchenhaus nach der Definition in Kapitel 2.4.? Sind direkte Linien zu den Beispielen in Skandinavien, Berlin, Letchworth, Wien und Amsterdam zu erkennen? Wie ist das Amerikanerhaus in den Ideen, Konzepten und Ausführungen von Einküchenhäusern zu verorten? Wie war die Reaktion in der Schweiz auf das Einküchenhaus allgemein? Gab es weitere Einküchenhäuser in der Schweiz und speziell in Zürich? Woher hatte Oskar Schwank, der das Haus initiierte, die Idee für ein solches Wohnhaus? Wer wohnte im Amerikanerhaus? Diesen Fragen wird in diesem ersten Recherchekapitel nachgegangen. Um einen umfassenden Eindruck von dem Haus zu bekommen, folgt aber zuerst eine Beschreibung des Äusseren.

3.1. Ist das Amerikanerhaus ein Einküchenhaus?

Das Amerikanerhaus an der Strassenkreuzung Idastrasse/Gertrudstrasse, einige Häuser entfernt vom belebten Idaplatz in Zürich-Wiedikon, fällt auf den ersten Blick nicht besonders auf (Abb. 4). Das Gebäude ist in einem zurückhaltenden Reformstil erbaut und gleicht in seiner Fassadengestaltung den Gebäuden der unmittelbaren Nachbarschaft. Von der Strassenkreuzung aus erscheint das Haus als Teil einer grossen Blockrandbebauung innerhalb eines Strassengevierts, so, wie sie das Quartier prägen. Von einem Blickpunkt etwas weiter südlich auf der Idastrasse aus wird aber deutlich, dass das Haus frei stehend ist und einen annähernd quadratischen Grundriss hat. Erst jetzt ist auch die stattliche Grösse des Amerikanerhauses ersichtlich. Im Erdgeschoss befinden sich die Pizzeria «Da Michelangelo» sowie einige Ladenlokale, darüber sind vier Wohngeschosse, wobei das oberste in eine lebhaftere Dachlandschaft integriert ist. Ein grosser Erker über dem Eingang an der Idastrasse und kleine Balkone machen das Bild komplett. Der Schriftzug «Aemtlers-Halle» macht deutlich, dass das Restaurant einmal einen anderen Namen trug. Hingewiesen durch den Namensbestandteil «Halle», fällt auch die Grösse des Lokals im Erdgeschoss auf. Es scheint viel grösser zu sein als die anderen Restaurants und Cafés im Quartier. Der Eingang der Pizzeria befindet sich an der Gertrudstrasse 37. Hier treffe ich Rachele Morelli, die Präsidentin der Michelangelo-Morelli-Immobilien AG, der Besitzerin des Hauses. Morelli ist auch die Betreiberin des «Da Michelangelo». Nach einer freundlichen Begrüssung gehen wir auf die andere Seite des Hauses,

an die Idastrasse 28, wo sich der Hauseingang befindet. Sie schliesst die Tür auf, und wir treten ein. Als Erstes fällt auf, wie hell der Korridor ist, der, an den 42 Briefkästen vorbei, zum Treppenhaus führt. Am Ende des dennoch kurzen Korridors gelangen wir in einen Laubengang, der um einen kleinen Innenhof angelegt ist und mit Rundbogenfenstern den Blick auf die Fahrradständer im Hof frei gibt. Von hier kommt auch das Licht, das den Eingangsbereich erhellt. Auf zwei gegenüberliegenden Seiten des Laubgangs befindet sich je eine Treppenanlage, die sowohl in die Wohngeschosse als auch in den Keller führen. Eine Tür führt ins Restaurant, zwei in die Ladenlokale und zwei in den Hof. Eine Essensausgabe oder ein Speisesaal für die Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses fehlt. Morelli meinte dazu, dass hier jeder allein in seiner Wohnung koche, die grosse Küche sei nur für das Restaurant da.¹⁰⁸ Das Amerikanerhaus wird heute also nicht als Einküchenhaus betrieben. Das war zu vermuten, da keines der im Kapitel 2.3 vorgestellten Einküchenhäuser heute noch als solches in Betrieb ist. War das Amerikanerhaus früher ein Einküchenhaus? Womöglich geben die Pläne von 1915 und 1916, als das Haus geplant und erstellt wurde, Hinweise darauf, ob von Anfang an Küchen in den Wohnungen vorhanden waren oder ob ein Speisesaal irgendwo untergebracht war.

In der Stadt Zürich befinden sich die Pläne aller Bauten, welche von der Bausektion gutgeheissen wurden, gebaut wurden und heute noch stehen, im Amt für Baubewilligungen des Hochbaudepartementes der Stadt Zürich im Amtshaus IV. Die Baupläne von Liegenschaften, die nicht mehr existieren, werden als «ausgeschiedene Akten der Baupolizei» dem Stadtarchiv übergeben. Für die Gewährung der Einsicht in die Pläne muss eine Bewilligung ausgestellt werden, entweder vom Hausbesitzer oder von der zuständigen Professur, bei welcher Nachforschungen über das Objekt angestellt werden, und zwar mit vollem Namen des Einsehenden oder der Einsehenden und genauer Adresse der Liegenschaft sowie mit Strassenname und Hausnummer, um einen einstündigen Termin zugeteilt zu bekommen. Im Amtshaus IV wird mir am zugewiesenen Termin ein dickes Paket von Akten, alle über die Liegenschaft an der Idastrasse 28, zur Einsicht übergeben. Die verschiedenen Mappen sind mit Daten, Signaturen und Nummern versehen und trotz-

¹⁰⁸ Gespräch mit Rachele Morelli, Präsidentin der Michelangelo-Morelli-Immobilien AG, der Besitzerin des Amerikanerhauses, 6. Juni 2018.

dem ungeordnet. So musste zuerst eine Chronologie erstellen werden, um einen Überblick über die vielen Unterlagen zu bekommen. Den Akten und Plänen ist ihr rund hundertjähriges Alter anzusehen. Sie sind vergilbt, etwas abgegriffen und mit verschiedenen Stempeln, Notizen und Unterschriften versehen. Wahrscheinlich waren sie durch viele Hände gegangen, bis Entscheide gefällt, Bedingungen aufgestellt und Bewilligungen gesprochen wurden.

Die Ausführungspläne, nach denen das Amerikanerhaus gebaut wurde¹⁰⁹ waren im April 1916 von der Bausektion genehmigt worden.¹¹⁰ Gezeichnet wurden sie im März desselben Jahres von Oskar Schwank für die Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich.¹¹¹ Die Anordnung der Räumlichkeiten im Erdgeschoss (Abb. 5) stimmt weitgehend mit den Eindrücken der Besichtigung des Amerikanerhauses überein: Der Hauseingang befindet sich in der Mitte der Hausseite an der Idastrasse. Ein Korridor führt zum Laubengang, der um einen kleinen Innenhof angeordnet ist. Je zwei Doppeltreppen führen in die oberen Geschosse sowie in den Keller. In den Ladenlokalen auf der Seite der Idastrasse befinden sich laut Plan ein Spezereiladen, ein Milch- und Butterladen, eine Papeterie mit Cigarrengeschäft, die Verwaltung, ein Coiffeur und eine Bäckerei mit angrenzender Backstube. Auf der Seite der Gertrudstrasse sind ein Restaurant sowie ein Fleischladen angeordnet. In den Räumen, welche sich gegen Osten, weg von den beiden Strassen, orientieren, sind eine «Centralküche» gegen Norden und drei Wohnungen gegen Süden eingezeichnet. In der Mitte des Gebäudes befindet sich auf dem Plan der Lichthof. Der Etagengrundriss (Abb. 6) zeigt, dass zu jeder Wohnung eine Küche gehört, konkret wurde in jeder Küche auf dem Plan auch eine Kücheneinrichtung eingezeichnet.¹¹² Es handelt sich dabei oft um den kleinsten Raum der Wohnung, der aber immer noch angemessen gross für eine vollständige Küche ist.

In den dicken Stapeln von Plänen, die mir im Amt für Baubewilligungen ausgehändigt wurden, befinden sich auch ältere Pläne, nämlich diejenigen des genehmigten Bauge-

¹⁰⁹ Dabei handelt es sich um Abänderungspläne des bewilligten Projekts vom 25. Juni 1915. Die zeitliche Verzögerung erklärt sich dadurch, dass ein Ausnahmeentscheid des Regierungsrates für die Bewilligung nötig war, da die Tiefe des Gebäudes 20 Meter überschreitet. Weiter musste zuerst das Grundstück erworben werden. Der Baubeginn war im Februar 1916. –

¹¹⁰ Protokoll der Bausektion I des Stadtrates Nr. 302 betreffend der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, 14. April 1916, in: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich, Dossier Idastrasse 28.

¹¹¹ Oskar Schwank: Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich. Ausführungspläne für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Erdgeschoss, 27. März 1916, in: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich, Dossier Idastrasse 28.

¹¹² Schwank: Ausführungspläne, Grundriss Wohnnetagen, 27. März 1916.

suchs, die knapp ein Jahr zuvor entstanden. Auch hier ist in jeder Wohnung eine Küche eingezeichnet (Abb. 7).¹¹³ Die Unterschiede zu den Ausführungsplänen sind aber in ganz anderen Details zu finden: Der Grundrissplan des Erdgeschosses stimmt im Grossen und Ganzen mit dem späteren Ausführungsplan überein, doch die Funktionen und Bezeichnungen der Räume unterscheiden sich: So ist das «Restaurant» im älteren Plan mit «Speisesaal» beschriftet und der «Lichthof» in der Mitte des Gebäudes als «Lichthof-Garten», wo auch ein kleiner Ziergarten angedeutet ist¹¹⁴ (Abb. 8). Der Raum der «Verwaltung», zwischen den Ladengeschäften, ist im älteren Plan mit «Concierge» bezeichnet und der «Zigarrenladen» mit «Bibliothek». Der Schnitt und der Fassadenplan (Abb. 9, 10) zeigen auch, dass das Haus zum Zeitpunkt des bewilligten Baugesuchs, im Juni 1915, mit einem begehbarem Flachdach geplant war und der Innenhof als glasüberdachter Pavillon.¹¹⁵ Das sind alles Einrichtungen, die nicht per definitionem zum Einküchenhaus gehören, es sind aber Einrichtungen, die für eine Hausgemeinschaft als zwischenmenschliche Begegnungsorte gedacht waren: ein Garten oder ein Pavillon, eine Bibliothek und ein begehbare Dach. Weiter könnte auch ein Concierge auf verschiedene Services im Haus hinweisen. Ob der Speisesaal wirklich als Speisesaal für die Bewohnerinnen und Bewohner gedacht war oder als Bezeichnung für den Speisesaal des Restaurants, ist nicht erkennbar. Klar wird aber das Interesse des Architekten an gemeinschaftlichen Einrichtungen. Dies bezeugen auch die weiten Laubengänge von 3,3 beziehungsweise 2,5 Metern Tiefe, welche um den Hof zur Erschliessung der Wohnungen und der Räumlichkeiten im Erdgeschoss dienen.

Die ältesten Pläne des Amerikanerhauses, die im Amt für Baubewilligungen liegen, sind die Pläne des ersten Baugesuchs, das der Wohn- und Speischausgenossenschaft im Mai 1915 verweigert wurde.¹¹⁶ Im Erdgeschossplan¹¹⁷ (Abb. 11) sind wenig markante Unterschiede zu den späteren Plänen zu erkennen, welche auf die Funktion der Räume oder des ganzen Hauses schliessen lassen. Auch die Bezeichnungen der Räume machen keinen klaren Schluss über deren Funktion möglich, so ist der «Speisesaal» in diesem

¹¹³ Schwank: Zweites, bewilligtes Baugesuch, Grundriss Wohntagen, 14. Juni 1915.

¹¹⁴ Schwank: Zweites, bewilligtes Baugesuch, Grundriss Erdgeschoss, 14. Juni 1915.

¹¹⁵ Schwank: Zweites, bewilligtes Baugesuch, Schnitt und Fassade, 12 und 15. Juni 1915.

¹¹⁶ Protokoll der Bausektion I Nr. 219, 7. Mai 1915.

¹¹⁷ Schwank: Erstes, verweigertes Baugesuch, Grundriss Erdgeschoss, 15. April 1915.

ersten Plan wieder als «Restaurant» bezeichnet – wie im letzten Ausführungsplan. Eine Bibliothek und einen Concierge- oder Verwaltungsraum gibt es nicht, dafür sind an dieser Stelle weitere Wohnungen eingezeichnet. Der markanteste Unterschied ist bei den Ladenlokalen zu erkennen. Diese sind in diesem ersten Plan wie eine kleine Markthalle angeordnet, die durch eine Tür an der Ecke des Gebäudes an der Strassenkreuzung zu betreten ist. Es handelt sich um einen Korridor mit Theken für Brot, Milch, Spezerei und Gemüse; eine Metzgerei ist angegliedert.¹¹⁸ Aber auch in diesen ältesten Plänen ist in jeder Wohnung ein Raum als Küche bezeichnet,¹¹⁹ (Abb. 12) auch wenn Trösch behauptet, die Wohnungen in den Plänen des ersten Baugesuchs hätten keine Küchen.¹²⁰ So sind auf dem Etagenplan die Zimmer mit «Z» und die Küchen mit «K» bezeichnet,¹²¹ wie in den späteren Plänen. Dieses erste Baugesuch wurde der Wohn- und Speisehausgenossenschaft verweigert, weil die Vorräume und die Aborte laut Baugesetz §94 zu wenig Licht und frische Luft abbekommen würden. Zudem verfügte der Entwurf über ein Geschoss mehr als zulässig sowie über Bauteile, welche über die Baulinie springen.¹²²

Bereits die ältesten Pläne, diejenigen der ersten Baueingabe, zeigen, dass für jede Wohnung eine Küche vorgesehen war. Ein erstes Urteil würde also lauten, dass das Amerikanerhaus nie ein Einküchenhaus war. Doch der Erdgeschoss-Grundriss des zweiten Baugesuchs, das bewilligt wurde, lässt an einem eindeutigen Urteil zweifeln, denn der Plan gibt Hinweise auf Gemeinschaftseinrichtungen, welche den theoretischen Konzepten von Einküchenhäusern entsprechen.¹²³ Verwirrend ist jedoch, dass das erste Baugesuch einige Monate zuvor keine solchen Einrichtungen aufweist, auch die Ausführungspläne nicht. War das Amerikanerhaus zuerst nicht als Einküchenhaus geplant, dann aber doch und zum Schluss wieder nicht? Auch die Rolle der Zentralküche und des Speisesaals bleibt unklar. Ungewiss ist, ob es sich nun um einen privaten Speisesaal, ein Restaurant oder eine Mischform handelt, also ob das Kochen im Haus kollektiviert war oder nicht. Im Grunde aber zeigen gerade die Ausführungspläne ein normales städtisches Mietshaus mit einem Restaurant im Erdgeschoss, was nichts Ungewöhnliches war für eine Ecklie-

¹¹⁸ Schwank: Erstes, verweigertes Baugesuch, Grundriss Erdgeschoss, 15. April 1915.

¹¹⁹ Schwank: Erstes, verweigertes Baugesuch, Grundriss Wohnetagen, 15. April 1915.

¹²⁰ Trösch: Idastrasse 28, S. 9.

¹²¹ Schwank: Zweites, bewilligtes Baugesuch, Grundriss Erdgeschoss, 14. Juni 1915.

¹²² Protokoll der Bausektion I Nr. 219, 7. Mai 1915.

¹²³ Schwank: Zweites, bewilligtes Baugesuch, Grundriss Erdgeschoss, 14. Juni 1915.

genschaft in einem Zürcher Arbeiterquartier.¹²⁴ Eine Quelle, die besagt, dass das Amerikanerhaus ein Einküchenhaus war oder als eines geplant wurde, steht bisher aus.

Eine weitere Spur, welche zu einer klärenden Quelle führen könnte, führt zu den Protokollen des Regierungsrats des Kantons Zürich ins Staatsarchiv Zürich. Die Bewilligung für das Amerikanerhaus wurde nämlich von der Bausektion nur unter der Bedingung erteilt, dass vor Baubeginn eine Genehmigung des Regierungsrats einzuholen sei, weil das Gebäude eine Tiefe von über 20 Metern aufweisen würde.¹²⁵ Der Regierungsrat besprach diese Angelegenheit im August 1915 und entschied, die Bewilligung für den Bau zu erteilen, wenn grössere Abstände zu den Nachbargrundstücken eingehalten würden, als das Gesetz vorgebe.¹²⁶ Tatsächlich ist hier auch ausführlich über den beabsichtigten Zweck der Liegenschaft zu lesen: *«Es enthält [...] im Erdgeschoss eine grosse Zentralküche mit Küchenbuffet, welche von den Hausbewohnern benutzt werden kann, einen grossen Speisesaal und daran anschliessend die für den Haushaltsbedarf notwendigen Verkaufsläden und eine Bibliothek. [...] Die Wohnungen bestehen aus einem oder zwei Zimmern und einer Gasküche, welche bei Benutzung der Zentralküche durch den Mieter in ein Zimmer umgewandelt werden kann.»*¹²⁷ Das scheint der Beweis zu sein, dass das Haus tatsächlich als Einküchenhaus mit Zentralküche, einfachen Gasküchen in den Wohnungen, sogar mit Speisesaal, Läden und Bibliothek geplant war und auch genehmigt wurde. Eine weitere Recherche im Staatsarchiv Zürich brachte zudem hervor, dass Oskar Schwank 1913 ein Patent für ein *Wohngebäude für billige Wohnungen* erstellen liess. Die Patentschrift Nr. 66456 des Eidgenössischen Amtes für geistiges Eigentum zeigt nicht nur Grundrisspläne und Schnitte der patentierten Wohnbauidee Schwanks, sondern dazugehörig auch eine kurze Beschreibung.¹²⁸ Der Patentspruch lautet: *«Ein Wohngebäude für mehrere billige Wohnungen, gekennzeichnet durch einen zentralgelegenen Hof mit Glasüberdachung von welchem aus die Wohnungen vom 1. Stock an durch Galerien zugänglich sind.»* Im Erdgeschoss-Grundriss sind eine Zentralküche und ein Speisesaal eingezeichnet sowie,

¹²⁴ Hans-Peter Bärtschi: *Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadtteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte*, Basel 1983, S. 224.

¹²⁵ Protokoll der Bausektion I Nr. 326, 25. Juni 1915.

¹²⁶ Regierungsratsbeschluss Nr. 703 betreffend der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, 12. August 1915, in: Staatsarchiv des Kantons Zürich, StAZH MM 3.29 RRB 1915/1841.

¹²⁷ Ebd.

¹²⁸ Patentschrift des Eidgenössischen Amtes für geistiges Eigentum Nr. 66456, Oskar Schwank: *Wohngebäude für billige Wohnungen*, 24. Oktober 1913, in: Staatsarchiv des Kantons Zürich, PAT2 4f Nr. 66456.

deutlich zu erkennen, eine Essensausgabe, die das Treppenhaus direkt mit der Zentralküche verbindet (Abb. 13).¹²⁹ Der Etagengrundriss zeigt die Wohnungen, die, wie beim ausgeführten Amerikanerhaus, um einen breiten Laubengang angeordnet sind.¹³⁰ Ob hier Küchen vorgesehen waren, ist nicht klar, weil bei den Räumen keine allfällige Unterscheidung von Zimmer und Küche gemacht wurde. Der gekennzeichnete Speisesaal im Erdgeschoss-Grundriss weist keinen direkten Zugang von der Strasse auf, dafür aber einen breiten Durchgang vom Treppenhaus her.¹³¹ Das zeigt, dass kein öffentliches Restaurant in Schwanks Sinn war, sondern ein Speisesaal für die Bewohnerinnen und Bewohner, der von der Zentralküche bedient wurde. Der Schnitt des patentierten Hauses zeigt zudem das flache Dach und den mit einer Glaskuppel überdachten Hof.¹³²

Wie sich zeigt, sind viele Elemente aus dem Patent Schwanks in den Plänen für das Haus an der Idastrasse/Gertrudstrasse übernommen worden: der glasüberdachte Hof, die breiten Laubengänge sowie die Idee der Zentralküche mit Speisesaal und Essensausgabe. In allen Plänen des Bewilligungsprozesses zeigt sich der Speisesaal aber nicht so deutlich als ausschliesslich hausinterne Einrichtung. Stets ist ein direkter Zugang von der Gertrudstrasse her eingezeichnet, und der Übergang vom Treppenhaus ins Restaurant oder zur Essensausgabe ist hinter einer Treppenanlage versteckt und führt stets durch mehrere Räume. Dies weist eher auf eine gemischte Nutzung von Verköstigung der Bewohnerinnen und Bewohner und Restaurant hin, was vermutlich ökonomisch mehr Sinn macht. Das Patent von Oskar Schwank zeigt, dass dieser bereits 1913 die Idee für ein Einküchenhaus hatte. Ein Patent für das Konzept eines ganzen Wohnhauses zu beantragen, ist sehr ungewöhnlich. Einzelne spezielle Bauelemente wurden gelegentlich patentiert, jedoch nicht ganze Häuser.¹³³ Wieso liess Schwank ein Patent für sein Wohnhauskonzept erstellen? Womöglich ist hier ein Bezug zu Amerika ersichtlich. Dort schien es ganz normal, jede Idee patentieren zu lassen.¹³⁴ Auch das Konzept der zentralisierten Hauswirtschaft und des hotelartigen Wohnens zeigt Bezüge zu Amerika. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde Amerika mit Fortschritt gleichgesetzt, wie auch die Verwendung des Begriffs

¹²⁹ Patentschrift Nr. 66456, 24. Oktober 1913.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Ebd.

¹³² Ebd.

¹³³ Gespräch mit Daniel Weiss stellvertretender Leiter des gta Archivs, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich, 26. April 2018.

¹³⁴ Ebd.

Boardinghouse anstelle der Bezeichnung Ledigenheim zeigt. Versuchte Schwank, mit der Patentierung seine Idee das Wohnbaukonzept zu etwas Wertvollem, Fortschrittlichem oder Amerikanischem zu machen, um allfällige Investoren zu finden? Sollte dem Wohnbaukonzept mit dem Patent etwas Spezielles verliehen werden? Oder witterte Schwank die Gefahr, dass seine Idee womöglich von jemand anderem umgesetzt werden könnte? Diese Fragen und Aussagen bleiben Vermutungen, da Oskar Schwank keinen Nachlass hinterliess. Doch das Patent ist eine wichtige Quelle für das Amerikanerhaus und zeigt, dass Schwank tatsächlich ein Einküchenhaus im Sinn hatte.

Weiter fällt auf, dass Schwanks Zeichnungen in seinem Patent, wie auch das gebaute Amerikanerhaus, Ähnlichkeiten mit Godins *Famelistère* in Guise aufweisen. Werden nochmals die Ansichten, die Schnitte und die Grundrisse der patentierten Idee Schwanks und diejenigen des *Famelistère* betrachtet, so zeigt sich, dass das *Palais Social* hier vermutlich als Vorbild diente.

3.2. Ein bekanntes Vorbild

Die augenfälligsten Gemeinsamkeiten des *Famelistère* und des Patents für ein *Wohnhaus für billige Wohnungen* von Oskar Schwank sind der glasüberdachte Innenhof sowie die breiten Laubengänge, welche die Wohnungen erschliessen (Abb. 3, 13). In Guise besteht der Hauptbau selbst aus einem Mittelhaus auf rechteckigem Grundriss, dem zwei weitere, ebenfalls rechteckige Wohnhäuser angeschlossen sind. Der Grundriss im Patent von Schwank entspricht somit einem der drei zusammengeschlossenen Wohnbauten in Guise. Diese Grundrissform mit einem zentralen Hof wiesen schon die verschiedenen Entwürfe für eine Verwirklichung von Fouriers *Phalanstère* auf. Der Hof diente dabei als zentraler Begegnungsort der Bewohnerinnen und Bewohner, abgeschlossen von der Umgebung. Auch die internen Verbindungswege waren im *Phalanstère* als Begegnungsort konzipiert, die im *Famelistère* als Laubengänge und diagonale Verbindungswege zwischen den drei Wohnhöfen ausgestaltet sind. Schwanks Idee übernimmt die Laubengänge als Erschliessung der Wohnungen und als Begegnungsort; sie weisen etwa die gleiche Tiefe auf wie die im später ausgeführten Amerikanerhaus, etwa zwei bis drei Meter. Im *Famelistère* sind sie nach Einschätzung des Grundrissplans etwa gleich

gross, im Gegensatz zum Vorbild *Phalanstère*, wo sich Fourier 12 Meter tiefe Laubengänge vorstellte. Schwanks Idee übernimmt von der *Phalanstère* das begehbare Flachdach als zusätzlichen Begegnungsort, während das *Familistère* ein Giebeldach aufweist.

Die Wohnungen sind bei Godin und bei Schwank von den breiten Laubengängen her zu betreten und orientieren sich dann vor allem zur Aussenseite des Gebäudes hin. Die Wohnungen in Godins *Palais Social* enthalten jedoch auch dunkle Zimmer, welche zu den Laubengängen hin ausgerichtet sind.¹³⁵ In beiden Fällen verfügen die Wohnungen über zwei bis drei Zimmer, wobei sich im *Familistère* jeweils zwei Wohnungen ein kleines Vorzimmer teilten und keine Küchen aufwiesen. Hier konnten zwei Wohnungen zu einer grossen Wohnung zusammengelegt werden.¹³⁶ In Schwanks Patent ist unklar, ob ein Zimmer pro Wohnung als Küche gedacht war, als einfacher Anrichterraum oder ob in den Wohnungen gar keine solche Einrichtung geplant waren, wie bei Godin. Klar ersichtlich ist aber in beiden Konzepten der Wert, der auf die Gemeinschaftsräume gelegt wurde. So nehmen in beiden Fällen Räume für die Gemeinschaft grossen Platz ein, während die privaten Wohnungen klein gehalten sind. Das *Familistère* wie auch das Amerikanerhaus waren von Anfang an mit einer Zentralheizung ausgestattet, was besonders für das *Familistère*, wo 1859 die erste Bauetappe begann,¹³⁷ unüblich war. Auch Wohnhäuser in Zürich, welche um dieselbe Zeit wie das Amerikanerhaus gebaut wurden, verfügten, besonders in den Arbeiterquartieren, noch meist über einzelne Öfen in den Wohnungen. Beide Bauten waren zudem mit Wasserversorgung und Wassertoiletten ausgerüstet. In Schwanks Patentplänen ist in jeder Wohnung eine Toilette eingeplant, in Godins Bau hingegen gab es Etagentoiletten, Bäder waren in einem separaten Bau untergebracht.¹³⁸ Im Amerikanerhaus, das als Ableitung aus Schwanks Patent betrachtet werden kann, befanden sich die Bäder ursprünglich im Keller. Auch das war für den Arbeiterwohnungsbau dieser Zeit nicht selbstverständlich, so gab es bis zum Ersten Weltkrieg kaum Bäder in den Wohnhäusern, und die Bewohnerinnen und Bewohner der Arbeiterquartiere waren meist auf externe Badehäuser angewiesen.¹³⁹

¹³⁵ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 158.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ Ebd., S. 164.

¹³⁹ Daniel Kurz: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940, Zürich 2008, S. 51.

Schwanks Patentpläne entsprechen in ihrem Umfang nur einem Bruchteil der Grösse, welche das *Familistère* in Guise aufweist. In seinem Entwurf werden pro Wohngeschoss 12 Wohnungen erschlossen, was bei maximal vier Geschossen 48 Wohnungen entsprechen würde. Das *Familistère* hingegen enthielt 465 Wohnungen, jedoch in drei Wohnhöfen.¹⁴⁰ Vermutlich war, wie die spätere Ausführung zeigt, Schwanks Idee für den städtischen Kontext gedacht. Im Städtchen Guise hingegen stand neben der Fabrik Godins genügend Land zur Verfügung, um reichlich Wohnraum für die Belegschaft zu erstellen und zudem noch alle zusätzlichen Einrichtungen wie Schulen, Bade- und Waschhäuser unterzubringen. Neben dem Ausmass der Anlage, der Anzahl und der Ausstattung der Wohnungen sowie der städtischen beziehungsweise ländlichen Umgebung ist ein weiterer wichtiger Unterschied angesprochen: die Zugehörigkeit des *Familistère* zur Eisengiesserei von Godin. Der Bau ist ein Versuch, die Fabriksiedlungen menschengerechter zu gestalten. Die Idee Schwanks hingegen löst das Wohnen vom Arbeiten, entsprechend dem Trend im Wandel von Wohnen, Arbeiten und Familie und ganz im Sinne der realisierten bürgerlichen Einküchenhäuser, wo jede Familie individuell wirtschaftete.

Spätestens Ende des 19. Jahrhunderts wurde in deutschsprachigen Zeitschriften über das *Familistère* berichtet.¹⁴¹ So kann davon ausgegangen werden, dass Schwank das *Palais Social* von Godin kannte und sich speziell für die gemeinschaftsbildenden Aspekte des Baus interessierte und sich davon inspirieren liess. Schwank orientierte sich aber vermutlich auch an den bürgerlichen Einküchenhäusern. So übernimmt er von diesen die Ableitung aus dem städtischen Mehrfamilienhaus und die Loslösung von einer Produktionsstätte. Schwanks Idee wäre somit ein Versuch, das Konzept des bürgerlichen Einküchenhauses nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch aus sozialen Überlegungen heraus zu planen und für weniger vermögende Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen. Dies wurde oft theoretisch gefordert,¹⁴² aber in den realisierten Einküchenhäusern nicht erfolgreich umgesetzt.

¹⁴⁰ Bollerey: Architekturkonzeptionen, S. 158.

¹⁴¹ Terlinden/von Oertzen: Wohnungsfrage ist Frauensache, S. 159.

¹⁴² Zum Beispiel: Braun: Frauenarbeit, S. 29.

3.3. Die Bewohnerinnen und Bewohner

Plante Schwank seine Wohnbauidee wirklich für die weniger gut gestellten Bevölkerungsschichten? In der Patentschrift wird das Haus als ein *Wohngebäude für billige Wohnungen* beschrieben. In einem Artikel in der «Zürcher Wochen-Chronik», welcher über das neu errichtete Amerikanerhaus berichtet, wird der Zweck des Gebäudes umschrieben mit der «*Errichtung billiger, aber doch schöner und bequemer Arbeiterwohnungen*». ¹⁴³ Wie in Kapitel 4 aufgezeigt wird, ist das Quartier Wiedikon sehr heterogen, doch gerade dort, wo heute das Amerikanerhaus steht, befanden sich proletarisch geprägte Strassenzüge. Das von Schwank geplante Haus, davon kann ausgegangen werden, war weniger für die bürgerlich-wohlhabenden Bewohnerinnen und Bewohner gedacht – wie die Einküchenhäuser in Skandinavien und in Berlin – als für untere Einkommensklassen. So ist auch im Regierungsratsbeschluss, der über die Baubewilligung für das Haus bestimmte, davon die Rede, dass der Zweck des Gebäudes sei, «*für die Arbeiterklassen kleinere Wohnungen zu ganz billigem Preise zu erstellen*». ¹⁴⁴ Doch wer zog nach der Fertigstellung des Amerikanerhauses dort ein? Waren dies wirklich Arbeiterfamilien? Oder war das Haus womöglich auch für bürgerliche Familien attraktiv, so wie die Einküchenhäuser in Skandinavien oder in Berlin? Oder zog das Konzept allenfalls Intellektuelle und Künstler an, die nach Alternativen im Wohnen suchten?

Um dies herauszufinden, stellten sich die Adressbücher der Stadt Zürich als hilfreich dar. Im Lesesaal des Stadtarchivs Zürich finden sich alle Ausgaben, welche die Stadt Zürich zwischen 1875 und 1998 jährlich herausgab. Im Adressbuch von 1917 ist die Adresse Idastrasse 28 nicht erwähnt. ¹⁴⁵ Dies liegt wahrscheinlich daran, dass die Erhebungen jeweils am Anfang eines Jahres gemacht wurden. Anfang 1917 war das Amerikanerhaus aber noch nicht ganz fertig, und die Bewohnerinnen und Bewohner zogen erst im Frühjahr ein. ¹⁴⁶ Der Blick ins Adressbuch von 1918 ¹⁴⁷ zeigt dann eine bunt gemischte Mieterschaft für die Idastrasse 28, welche die verschiedensten Berufsgattungen umfasst: Mehrheitlich handelt es sich um Handwerker wie Schreiner, Schlosser, Maler, Maurer, Schmid und andere, aber auch ein Stadtpolizist, eine Witwe, eine Büroangestellte und

¹⁴³ Rubrik «Bauwesen», in: *Zürcher Wochen-Chronik*, 30. März 1918, S. 100.

¹⁴⁴ Regierungsratsbeschluss Nr. 703, 12. August 1915.

¹⁴⁵ Adressbuch der Stadt Zürich 1917, in: Lesesaal des Stadtarchivs Zürich.

¹⁴⁶ Trösch: *Idastrasse 28*, S. 10.

¹⁴⁷ Adressbuch der Stadt Zürich 1918.

eine Kaufmännische Angestellte sowie ein Malerhandlanger, ein Fabrikarbeiter und ein Magaziningehilfe waren darunter. So kann festgehalten werden, dass neben den Handwerkern teils besser gestellte Arbeiter und Angestellte im Haus wohnten, teils weniger gut bezahlte Arbeiter und Hilfsarbeiter.¹⁴⁸ Der Vergleich mit den Berufen der Bewohnerinnen und Bewohner der bereits bestehenden Bauten der Umgebung¹⁴⁹ zeigt, dass dort ebenfalls Arbeiter und Handwerker lebten. Das Amerikanerhaus war also nicht nur für eine bestimmte Berufsgattung oder eine bestimmte soziale Schicht attraktiv, sondern entsprach damit den konventionellen Bauten im Quartier. Es sind Arbeiter und Handwerker, nicht die untersten Bevölkerungsschichten, aber auch nicht bürgerlich-wohlhabende Kreise, Intellektuelle oder Künstler, die sich hier niederliessen.

3.4. Rezeption des Einküchenhauses in der Schweiz

Zeitungs- und Zeitschriftenartikel wie auch zeitgenössische Literatur geben Auskunft darüber, wie über ein Thema gedacht wurde, wie es rezipiert wurde und ob es überhaupt zur Sprache kam.

Das Amerikanerhaus selbst, das zeigte sich bei der Suche nach zeitgenössischer Literatur, Zeitungsartikeln und Berichten in Zeitschriften, fand in den Medien kaum Beachtung. Der einzige auffindbare Artikel erschien in der «Zürcher Wochen-Chronik», welche jeweils samstags erschien und über Amtliches, Strassenbauarbeiten, Kurioses, Unfälle und Polizeinachrichten aus der Stadt Zürich berichtete. Dort erschien im März 1918, nach der Fertigstellung des Amerikanerhauses, ein grosses Bild des neuen Hauses, aufgenommen von der Strassenkreuzung Idastrasse/Gertudstrasse her. Unter der Rubrik «Bauwesen» ist dazu zu lesen, dass in Zürich-Wiedikon ein «sogenanntes Wohn- und Speisehaus» errichtet wurde.¹⁵⁰ Die 42 Wohnungen wären «mit Küche und allen übrigen ordentlichen Installationen, insbesondere Zentralheizung» ausgestattet. «Im Parterre ist eine grosse Volksküche mit Restaurant eingerichtet, wo zu sehr bescheidenem Preise ein äusserst schmackhaftes, einfaches Essen serviert wird. So ist also den Wohnungsinsassen Gelegenheit geboten, dass Mann und Frau tagsüber zur Arbeit gehen können, und wenn sie nach

¹⁴⁸ Adressbuch der Stadt Zürich 1918.

¹⁴⁹ Dabei handelt es sich um die Bauten der unmittelbaren Umgebung an der Idastrasse 11, 15, 17 und 46, an der Gertrudstrasse 28, 34 und 36 sowie an der Eschenwiesenstrasse 17–20.

¹⁵⁰ Zürcher Wochen-Chronik, S. 100.

*Hause kommen, kann in der Wohnung oder im Restaurant das schon bereit stehende Essen eingenommen werden, wobei es aber jedem freisteht, auch in der eigenen Küche seine Mahlzeit zuzubereiten.»*¹⁵¹ Der unbekannte Verfasser kannte wohl die Vorzüge des kollektiven Kochens und erwähnte die sich daraus ergebende Erleichterung der Erwerbstätigkeit für die Frau.

Nun stellt sich die Frage, wie bekannt das Konzept des Einküchenhauses in der Schweiz war. Wurde über die Bauten in Skandinavien und in Berlin berichtet? Welche Meinungen wurden darüber publiziert, und welche Medien widmeten sich dem Thema? Was war damals, als Schwank die Idee für sein spezielles Wohnhaus hatte, in den Medien über Einküchenhäuser zu lesen? Mit solchen Antworten können Vermutungen aufgestellt werden, welche Berichterstattungen Schwank womöglich kannte und was ihn beeinflusst haben könnte. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass auch über die Einküchenhäuser in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erstaunlich wenig berichtet wurde. Auch wenn die Recherche in Zeitungen und diversen Zeitschriften hier nicht vollständig ist, kann gesagt werden, dass in den wichtigen zeitgenössischen Fachzeitschriften der Architekten, der «Schweizerischen Bauzeitung» (SBZ), dem Organ des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins, und in der Zeitschrift «Das Werk», die vom Bund Schweizer Architekten und vom Schweizerischen Werkbund gegründet wurde, im Zeitraum von 1900 bis 1920¹⁵² nicht über Einküchenhäuser berichtet wurde. Eine Ausnahme stellt eine kurze Mitteilung über den Bau der Berliner Häuser in der SBZ dar. Auch die sozialdemokratische Presse, so die Tageszeitung «Volksrecht» und «Die Vorkämpferin», das Organ der Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei, das sich den Interessen der arbeitenden Frauen verpflichtete, berichteten im angegebenen Zeitraum nicht darüber. Die erste gefundene Notiz über Einküchenhäuser in schweizerischen Printmedien findet sich dann aber doch in einer Zeitschrift für Frauenfragen, nämlich in den «Frauenbestrebungen», dem Organ des Bundes Schweizerischer Frauenvereine (BSF). In der Rubrik «Ausland» wurde 1905 unter dem Titel «Die Befreiung der Hausfrau» vom Einküchenhaus in Kopenhagen berichtet. Darin ist die Zentralisierung der Hauswirt-

¹⁵¹ Zürcher Wochen-Chronik, S. 100.

¹⁵² «Das Werk» erschien 1914 zum ersten mal.

schaft beschrieben und weiter: «Jede Familie hat ihre eigene Häuslichkeit, die Hausfrau braucht sich aber nicht um die tausend Kleinigkeiten einer Haushaltung zu bekümmern und die lästige Dienbotenfrage macht ihr keine Sorgen.»¹⁵³ Die Verfasserin ist nicht genannt, womöglich weil es sich nur um einen kurzen Bericht in einer Rubrik handelt. Trotzdem wird eine positive Bewertung deutlich wie auch der Fokus auf die Interessen der bürgerlichen Frau. Der BSF wurde 1900 gegründet und umfasste in den ersten Jahren 26 Frauenorganisationen. Er verstand sich als patriotische Organisation und vereinte gesellschaftlich-gemeinnützige, aber auch sittlich-moralische Frauenvereine sowie Berufsorganisationen weiblicher Angestellter und Gewerbetreibender und wenige Arbeiterinnenvereine.¹⁵⁴ Der Schweizerische Arbeiterinnenverband hingegen trat nicht bei und blieb mehr und mehr in Opposition zum bürgerlich geprägten BSF.¹⁵⁵ So war es auch erneut das Organ des BSF, die «Frauenbestrebungen», welches über die Planung und den Bau der Einküchenhäuser in Berlin berichtete. 1907 erschien in der Rubrik «kleine Mitteilungen» ein Bericht über den Bau des ersten Berliner Einküchenhauses, mit dem Verweis, das solche Häuser bereits in Amerika, in Kopenhagen und in Stockholm existierten. Auf eine Beurteilung oder Wertung wurde jedoch verzichtet.¹⁵⁶ Wie erwähnt, berichtete auch die SBZ über den Bau der Berliner Einküchenhäuser. So wird 1908 in einem kurzen Artikel die Funktion des Einküchenhauses erklärt und dann vor allem auf den bekannten Architekten Hermann Muthesius Bezug genommen, der eines der Häuser entworfen habe und die Bauleitung übernehme. Kommentare oder Wertungen zum Konzept fehlen sowie Hinweise auf frühere Bauten nach ähnlichem Konzept in Skandinavien.¹⁵⁷ 1909 folgte erneut in den «Frauenbestrebungen» ein längerer Artikel über die Berliner Einküchenhäuser. Dieser wurde von Ernestine Federn für das «Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine» verfasst und in den «Frauenbestrebungen» abgedruckt. Sie ist gegenüber dem Einküchenhaus aufgeschlossen und wohlwollend, jedoch kritisierte sie die unprofessionelle Organisation und Leitung der Häuser.¹⁵⁸ In einem Kommentar der Schweizer Redaktion steht nach dem Artikel von Federn: «Es

¹⁵³ Artikel «Die Befreiung der Hausfrau», in: Frauenbestrebungen, 1, 1905, S. 8.

¹⁵⁴ Elisabeth Joris: Frauenorganisationen, in: Dies./Heidi Witzig: Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich² 1987, S. 425–565, hier S. 449f.

¹⁵⁵ Ebd., S. 452.

¹⁵⁶ Artikel «Das Einküchenhaus», in: Frauenbestrebungen, 6, 1907, S. 48.

¹⁵⁷ Artikel «Einküchenhäuser», in: Schweizerische Bauzeitung, 52, 1908, S. 158.

¹⁵⁸ Ernestine Federn: Die Einküchenhäuser in Berlin, in: Frauenbestrebungen, 8, 1909, S. 62f, hier S. 63.

wäre Zeit, dass auch in Zürich einmal dieser Gedanke des Einküchenhauses aufgenommen, diskutiert und alles getan würde, ihn seiner Verwirklichung entgegenzubringen.» Die Redaktion der «Frauenbestrebungen» ist sich sicher, dass ein Bedürfnis danach vorhanden ist, nicht nur von den vielen Hausfrauen, die einen Beruf ausüben, sondern auch von vielen alleinstehenden Frauen. Es folgt die konkrete Aufforderung: «*Will niemand die Sache an die Hand nehmen? Sie kommt nicht von selbst.*»¹⁵⁹

Dass sich vor allem Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenvereine für die Einküchenhäuser interessierten, ist nicht erstaunlich, war doch das Konzept des Einküchenhauses so wie es in der Praxis umgesetzt wurde, auf die bürgerliche Frau und deren Emanzipationsbestrebungen zugeschnitten. Die sozialdemokratische oder proletarische Frau hingegen konnte sich nicht richtig mit diesem bürgerlichen Konzept anfreunden. Dies bezeugt auch, dass über den gleichen Zeitraum in der gewerkschaftlich orientierten Frauenzeitung «Die Vorkämpferin» keine Notiz von den Einküchenhäusern genommen wurde. Möglicherweise auch darum, weil sich das Blatt, so scheint es, stark an der deutschen sozialdemokratischen Zeitschrift «Die Gleichheit» orientierte, welche von Clara Zetkin geleitet wurde, die sich gegen die Einküchenhaus-Bestrebungen, vor allem von Lily Braun, aussprach und in ihrer Zeitschrift, nach einer längeren Debatte darüber nur noch wenig über das Thema publizierte.¹⁶⁰

In den «Frauenbestrebungen» zeichnete sich jedoch ein Wandel ab; so wurde ab 1910 nicht mehr viel Positives über das kollektivierte Kochen abgedruckt. Ein Artikel, der 1910 erschien, beschreibt das Einküchenhaus als ein durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gesellschaft erzeugtes notwendiges Übel, gerade in Anbetracht der Dienstbotennot.¹⁶¹ Zwei Jahre später wird im gleichen Heft vom Frauenkongress in Berlin berichtet, wo das Einküchenhaus als Lösung der Wohnungsfrage verworfen wurde, weil sich das Leben im Einküchenhaus als teurer herausstellte als im konventionellen Haushalt und dass gerade für Arbeiter gelte, «*je monotoner und abstumpfender der Beruf ist, desto mehr bedarf der Arbeiter eines Heims, das seinen persönlichen Bedürfnissen ent-*

¹⁵⁹ Federn: Einküchenhäuser in Berlin, S. 63.

¹⁶⁰ Terlinden/von Oertzen: Wohnungsfrage ist Frauensache, S. 141.

¹⁶¹ P.B.: Etwas zur Ethik der Dienstbotenfrage, in: Frauenbestrebungen, 2, 1910, S. 10f, hier S. 10.

spricht. Auch die Erziehung der Kinder verlangt nach dem Rahmen der Familie.»¹⁶² und gerade die Frauen der bessersituierten Klassen sollten sich dessen wieder bewusst werden, was sie in den letzten Jahren vergessen hätten: «[...] die Überzeugung vom Wert der häuslichen Arbeit, welche die wertvollste Arbeit ist, weil sie sich mit dem wertvollsten Gute der Nation, mit dem Wohl des lebendigen Menschen befasst.»¹⁶³ Fast alle Berichte über das Einküchenhaus wurden anonym verfasst, wahrscheinlich deshalb, weil die kurzen Texte vor allem in Rubriken wie «kleine Mitteilungen» erschienen. In den «Frauenbestrebungen» zeigt sich, dass das Einküchenhaus am Anfang seiner praktischen Entwicklung als eine Lösung vieler der damaligen Probleme gesehen wurde, mit der Zeit aber immer mehr verrufen und als abschreckendes Beispiel für den Zerfall der Familie gesehen wurde. Womöglich liegt diese Wende darin begründet, dass sich 1912 bereits die Misswirtschaft in den Berliner Einküchenhäusern abzeichnete und in Skandinavien die Zentralküchen geschlossen wurden.

Eine weitere Auseinandersetzung mit dem Einküchenhaus in der Schweiz findet sich im Schweizerischen Sozialarchiv. Auf der Suche nach der Wohn- und Speisehausgenossenschaft kam dort nämlich die Genossenschaft Das neue Haus zum Vorschein. Hinter dieser Genossenschaft steht der Architekt Max Rotter. Dieser setzte sich 1907, als er noch Architekturstudent war, mit dem Einküchenhaus auseinander und hielt darüber einen öffentlichen Vortrag, worin er es als Lösung des Problems der Wohnungsfrage propagierte.¹⁶⁴ Niemand habe sich jedoch damals für seine Idee interessiert, schreibt Rotter fast zehn Jahre später in seiner Schrift «Wie wohnen wir billig?»: «Es musste erst die rechte Zeit, es musste erst die heutige Wohnungsnot kommen, um der Idee von 1907 Gehör zu verschaffen.»¹⁶⁵ Dieses Büchlein, das im Schweizerischen Sozialarchiv im Nachlass von Rotter liegt, ist undatiert, doch diverse Notizen in anderen Dokumenten seines Nachlasses zeigen, dass sich Rotter 1916 wieder mit dem Thema beschäftigte.¹⁶⁶ Dass sein Einküchenhaus nicht nur eine wagen Idee sei, untermauert er damit, dass «zahlreiche ähnliche Anlagen, die mit bestem Erfolg – jüngst auch eine in Zürich – meine Idee von 1907

¹⁶² E.R.: Ausstellung und Frauenkongress in Berlin, in: Frauenbestrebungen, 4, 1912, S. 25–28, hier S. 27.

¹⁶³ Ebd.

¹⁶⁴ Max Rotter: Wie wohnen wir billig? Die Lösung der Wohnungsfrage, Zürich 1916, S. 2.

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Max Rotter: Spendenbuch Genossenschaft Das neue Haus, in: Schweizerisches Sozialarchiv, Nachlass Max Rotter, Ar 137.25.1, Mappe 2.

ausgeführt haben».¹⁶⁷ Damit meinte er wohl die Einküchenhäuser von Kopenhagen, Stockholm und Berlin und vermutlich das Projekt für das Amerikanerhaus, das 1916, als Rotters Schrift herauskam, im Bau war. Bezüge zwischen den beiden Architekten bleiben aber ungewiss und sind nicht dokumentiert.

Rotters Projekt für sein Einküchenhaus beschreibt er in seiner Schrift «Wie wohnen wir billig?» und konkretisiert sie mit Grundrissplänen. Auch hier sind Anlehnungen an das *Familistère* zu erkennen, so plante Rotter Zweizimmerwohnungen, wobei sich jeweils zwei Wohnungen ein Vorzimmer teilen und zu einer grossen Vierzimmerwohnung zusammengelegt werden können. Die Wohnungen verfügen über eine Küche, doch wie Rotter ausführt, ist diese jeweils ganz klein und «*dient zum Milchwärmen für Frühstück und Kinder. Das Essen selbst besorgt die Centralküche*».¹⁶⁸ Rotter gründete die Genossenschaft Das neue Haus, um sein Idee ausführen zu können. Doch das schmale Dossier der Genossenschaft in seinem Nachlass zeigt, dass diese nicht sehr erfolgreich war. Das Spendenbuch und die Buchhaltung zeigen zudem, dass Rotter zwar einige Unterstützer für seine Idee fand, doch die Ausgaben für den Druck des Büchleins und für Zeitungsannoncen die Einnahmen bei Weitem überstiegen.¹⁶⁹ Obwohl die Schrift «Wie wohnen wir billig?» sowie die Zeitungsannoncen und auch die Vorträge den Anschein machen, als habe sich Rotter stark für die Genossenschaft engagiert, muss auch gesehen werden, dass diese nur eine von vielen Vereinigungen und Interessengruppen war, die Rotter gründete: beispielsweise die Genossenschaften «Besitzreform», «Freilandbank», «proletarische Jugend»¹⁷⁰, die Gesellschaften «für Enteignung ohne Gewalt», «neuer Mensch» oder die «Liga für Menschenrechte».

Wahrscheinlich ist, dass Schwank die Idee von Rotter bekannt war. Denn dieser propagierte seine Idee bereits während seines Architekturstudiums 1907. Im Spendenbuch der Genossenschaft Das neue Haus hingegen ist Schwank nicht aufgeführt. Rotter führte nämlich genau Buch darüber, wer seine Schrift erworben hatte¹⁷¹ und somit auch

¹⁶⁷ Rotter: *Wie wohnen wir billig?*, S.16.

¹⁶⁸ Ebd., S. 17.

¹⁶⁹ Max Rotter: *Cassabuch Genossenschaft Das neue Haus*, in: Schweizerisches Sozialarchiv, Nachlass Max Rotter, Ar 137.25.1, Mappe 3.

¹⁷⁰ Aus dieser Genossenschaft ging das Wohnheim für Alleinstehende an der Sihlfeldstrasse in Zürich hervor.

¹⁷¹ Rotter: *Spendenbuch Genossenschaft Das neue Haus*.

gleich Mitglied der Genossenschaft wurde.¹⁷² Doch ab 1916 war Schwank vermutlich nicht mehr daran interessiert, da das Amerikanerhaus damals bereits im Bau war und sein Interesse am Bau langsam merklich nachliess. Rotter war aktiv im Kreise der Sozialdemokraten und später in der Kommunistischen Partei. Schwank, so zeigt das Mitgliederverzeichnis der Sozialdemokratischen Partei des Zürcher Stadtkreises 3, war damals nicht Parteimitglied.¹⁷³ Als sich die Kommunistische Partei 1921 konstituierte, war Schwank längst aus Zürich verschwunden.¹⁷⁴ Trotzdem scheint es möglich, dass sich die beiden in ihren Vorhaben beeinflussten, weist doch Rotters Fassade seines *Neuen Hauses* Ähnlichkeiten mit Schwanks Entwürfen für das Amerikanerhaus auf.

Schwank kannte neben dem *Familistère* wahrscheinlich auch die bürgerlichen Einküchenhäuser in Europa. Womöglich durch den Artikel über die Berliner Einküchenhäuser in der SBZ. Angeblich war Schwank, bevor er den Entwurf für sein patentiertes Haus zeichnete, in Wien. Das war zu der Zeit, als vom Architekten Otto Hellwig das Wiener Einküchenhaus *Heimbhof* geplant wurde, das dann aber erst in der Zwischenkriegszeit gebaut wurde. Trösch, der dies recherchierte, sieht eine Gemeinsamkeit im Ausmass und in der Gestaltung vom *Heimbhof* und vom Amerikanerhaus und nimmt daher an, dass Schwank das Projekt kannte und Hellwig womöglich in Wien getroffen hat.¹⁷⁵

Die Presse kommt dann erst nach der Fertigstellung des Amerikanerhauses, nach dem Krieg, wieder auf das Einküchenhaus zu sprechen. Einerseits in zwei Artikeln anlässlich des Internationalen Wohnungs- und Städtebaukongresses 1926 in Wien, wo hauptsächlich der enorme kommunale Wohnungsbau der Stadt Wien ab 1919 vorgestellt wurde. Das Wiener Einküchenhaus *Heimbhof* wurde dabei nur am Rande thematisiert und ging in beiden Artikeln in der Kritik am Gemeindewohnungsbau unter.¹⁷⁶ Andererseits wurde das Einküchenhaus in einem langen Artikel in der Zeitung «Die arbeitende Frau», mit dem Untertitel «Für die gesamten Interessen der arbeitenden Frau», herausgegeben von der Frauenagitationskommission der Kommunistischen Partei Schweiz, kommen-

¹⁷² Rotter: *Wie wohnen wir billig?*, S. 3.

¹⁷³ Diese sind für die Sozialdemokratische Partei Zürich 3 nur für 1910/12 und dann erst wieder 1924 vorhanden. Kontrollbücher über das Mitgliedwesen der Sozialdemokratischen Partei Zürich 3, 1910/11 und 1912, in: Schweizerisches Sozialarchiv, Archiv der Sozialdemokratischen Partei Zürich 3, Ar 461.40.16 und Ar 461.40.17.

¹⁷⁴ Trösch: *Idastrasse 28*, S. 30.

¹⁷⁵ *Ebd.*, S. 9.

¹⁷⁶ vgl. Doris Wild: *Wohnbaufragen der Gegenwart*, in: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur, 6, 1926/27, S. 593–598; H.B.: *Bilder von heurigem Kongress für Wohnungswesen und Städtebau in Wien*, in: Schweizerische Bauzeitung, 87/88, 1926, S. 230–233.

tiert.¹⁷⁷ Im Artikel «Kochtopf und Waschkessel» wird vorerst das Konzept des Einküchenhauses erklärt und als erstrebenswert betrachtet. Die Einküchenhäuser in Europa werden auch erwähnt und zudem darauf hingewiesen, dass diese aus Mangel an Interesse geschlossen wurden. Auch in Zürich habe es den Versuch gegeben, ein Einküchenhaus zu erstellen, der dann gescheitert sei. Ob es sich hier um das Amerikanerhaus handelt, ist ungewiss. Weiter wird dann erwähnt, dass es eine «zürcherische Architekturfirma» gebe, welche bereit sei einen Versuch mit einem Einküchenhaus durchzuführen, wenn sich genügend Familien dafür interessierten. Geplant seien «*die Dreizimmerwohnung mit Bad, Gaskocher, Speiseaufzug und einer gemeinsamen Waschküche wo an einem Tag die ganze Wäsche für alle besorgt werden könnte.*»¹⁷⁸ Im Artikel wurden die Leserinnen dazu aufgefordert, ihre Meinung oder ihr Interesse am Einküchenhaus der Redaktion mitzuteilen. Leider ist in den folgenden Ausgaben der Zeitung nichts davon abgedruckt. Das Einküchenhaus wird auch nicht mehr weiter thematisiert. Wenn Wohnfragen angesprochen wurden, dominierte die Wohnbauinitiative der Kommunisten aus dem Jahre 1926. Im Archiv der Kommunistischen Partei der Schweiz sind keine Unterlagen über die «Die arbeitende Frau» oder die Frauenagitationskommission vorhanden. So kann auch nicht ermittelt werden, wer diese «Architekturfirma» war und wer dieses Einküchenhaus plante. Womöglich war es der umtriebige Architekt Rotter, der versuchte, sein *Neues Haus* zu erstellen. Möglich wäre eine Verbindung schon daher, weil Rotter Mitglied der Kommunistischen Partei war und womöglich ein Austausch mit der Frauenagitationskommission bestand.

Wie die wenigen Artikel in der schweizerischen Presse zeigen, war das Einküchenhaus, ausser für den BSF, nicht wirklich interessant. Fachzeitschriften der Architektur setzten sich mehr mit formalen Aspekten der Architektur auseinander, die linke Presse hingegen verfolgte andere Themen, so zum Beispiel die Mangelwirtschaft im Krieg. Dies zeugt davon, dass das Interesse an dieser Art der Wohnreform nicht ausreichend war, um es massenwirksam umzusetzen. Nur die Kommunistinnen und womöglich Rotter, so scheint es, interessierten sich in der Zwischenkriegszeit noch für das Konzept.

¹⁷⁷ M.M.: Kochtopf und Waschkessel, in: *Die arbeitende Frau. Zeitung für die gesamten Interessen der arbeitenden Frauen*, hg. v. der Frauenagitationskommission der Kommunistischen Partei Schweiz, 29. März 1924.

¹⁷⁸ Ebd.

Im nächsten Schritt interessiert, wie die Wohnungsfrage in Zürich damals konkret aussah, welche Reformen und Strategien Anwendung fanden und wo hier das Konzept Einküchenhaus und das Amerikanerhaus zu verorten sind.

4. Der Bauplatz

Die Stadt Zürich erlebte in der Zeit von 1800 bis 1920 einen starken Bevölkerungszuwachs. Noch um 1800 war Zürich mit knapp 10 000 Einwohnerinnen und Einwohnern kleiner als Genf, Basel oder Bern. 1920 zählte die Stadt fast 200 000 Leute mehr. Während dieser Jahre wurden elf der ehemaligen Vororte eingemeindet, und das Stadtgebiet vergrösserte sich von 1,7 auf 45 Quadratkilometer. Zürich wurde damit zur ersten Grossstadt der Schweiz mit einer Bevölkerung von mehr als 100 000 Personen.¹⁷⁹ Diese Entwicklung wird in diesem Kapitel skizziert, und die Folgen der rasanten Verstädterung werden aufgezeigt, um zu erklären, wieso Reformen und Regulierungen im Wohnungsbau damals auch in Zürich diskutiert und umgesetzt wurden. Im Kapitel 5 wird dann das Amerikanerhaus in diesen Kontext eingebettet.

4.1. Zürichs Entwicklung zur Grossstadt

Zürich war bis 1833 umgeben von den Stadtmauern, welche die Stadt von den Vororten und der Landschaft trennten. Wirtschaftliche Verstrickungen mit den umliegenden Gemeinden gab es aber schon lange. Zuzüger, vor allem Handwerker, die für die Wirtschaft nötig waren, wurden in die Vororte verwiesen, da man sie nicht in der Stadt wohnen lassen wollte. Stadtmauern, Zunftordnung und Niederlassungsbeschränkungen hatten ein Wachstum der Stadt seit dem späten Mittelalter verhindert.¹⁸⁰ Obwohl die Bevölkerungszahl in der Stadt tief gehalten wurde, erwies sich die Stadtmauer trotzdem mehr und mehr als Hindernis für den aufkommenden Verkehr und die Ausdehnung der Wirtschaft. Militärisch hatte das Festungswerk keine Bedeutung mehr. Diese Tatsachen

¹⁷⁹ Kurz: Disziplinierung der Stadt, S. 24.

¹⁸⁰ Ebd.

fürten dazu, dass 1833, nach dem liberalen Umsturz, der Abbruch der Stadtbefestigung beschlossen wurde.¹⁸¹

Dieser Akt in Kombination mit der neuen liberalen Wirtschaftsordnung und dem Ausbau der Eisenbahn führte nicht nur zu einer Beschleunigung des wirtschaftlichen Wachstums und zu einer Bevölkerungszunahme, sondern auch zu einer starken Veränderung der innerstädtischen Strukturen mit einer Verschiebung der Zentren. Das Zentrum der Stadt befand sich im alten Zürich an der Stelle, an der der See zum Fluss wird, da, wo sich die Verkehrswege kreuzten. Nach der Schleifung der Mauern wurde die Stadt aber auf der westlichen Limmatseite, der ehemals «minderen Stadt», rasch weiterentwickelt, während die Altstadt auf der östlichen Limmatseite an Attraktivität verlor. So fielen ganze Teile der ehemaligen westlichen Stadt der Weiterentwicklung zum Opfer, und grossstädtisch anmutende Neubauten entstanden, die dem aufkommenden Verkehr gerecht wurden. Auch der Bahnhof kam 1847 auf die westliche Seite der Limmat zu stehen, auf den damals äussersten Winkel der Stadt. Der Bahnhof wurde später mit dem Paradeplatz, dem Zentrum der neuen Stadt, durch eine zentrale Achse verbunden, da, wo früher ein alter Befestigungsgraben war. Diese neue Verbindungsstrasse, die Bahnhofstrasse, wurde nach dem Vorbild eines Pariser Boulevards ausgestaltet und mit noblen Geschäften und einer Allee besetzt. Auch der 1871 fertiggestellte neue Bahnhof präsentierte in seiner Ausgestaltung das neue technisch-industrielle Zeitalter und die neue Stadt mit einem grossen Portal, das als Triumphbogen ausgebildet ist.¹⁸² Zu einem weiteren wichtigen Verkehrsknoten und einem neuen Zentrum der Stadt entwickelte sich das Gebiet an der Sihl, beim ehemaligen Stadtausgang im Westen, an der Brücke nach Aussersihl. Von hier aus gingen die Strassen nach Baden, Hallwil und Birmensdorf ab. Aber auch im Stadttinnern liefen die Strassen auf dieses damals einzige befahrbare Stadttor im Westen zu.¹⁸³ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann der Bau neuer Dienstleistungsbetriebe und öffentlicher Gebäude: der bereits erwähnte Bahnhof und die Bahnhofstrasse, erste reine Geschäftshäuser, das Opernhaus, die Tonhalle, das Landesmuseum, Versiche-

¹⁸¹ Bruno Fritzsche/Max Lemmenmeier: Die revolutionäre Umgestaltung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat 1780–1870, in: Niklaus Flüeler/Marianne Flüeler-Gauwiler (Hg.): Geschichte des Kantons Zürich, 3 Bde., Zürich 1994–1997, Bd. 3 – 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 20–157, hier S. 83, 90.

¹⁸² Ebd., S. 91.

¹⁸³ Bärtschi: Industrialisierung, S. 71.

rungs- und Bankgebäude und luxuriöse Wohnbauten am See. Mit diesem sogenannten Citybildungs-Prozess wurden die wirtschaftlich Schwächeren aus dem Stadtkern verdrängt und somit den neuen grossen Bauten ihr Platz zugewiesen.¹⁸⁴

So, wie sich die alte Stadt ausdehnte, wuchsen auch die verschiedenen Aussengemeinden. Auf dem Gebiet der Gemeinden Aussersihl und Wiedikon, auf der anderen Seite der Sihlbrücke, vor den ehemaligen Toren der Stadt, hatte sich schon früh eine Siedlung gebildet, die sich nun im Zuge der Verstädterung planlos entlang den wichtigen Handelsstrassen ausgebreitet.¹⁸⁵ Seit den 1860er-Jahren schritt in Zürich eine stürmische wirtschaftliche und technische Entwicklung voran, die neue Existenzmöglichkeiten schuf und die Bevölkerung vom Land in die Stadt lockte. Die vielen Zuzüger zogen in die umliegenden Gemeinden, vor allem nach Wiedikon und Aussersihl, wo Arbeitervorstädte entstanden, die mit der Stadt zusammenwuchsen. Aussersihl und Wiedikon boten sich deshalb an, weil hier eine flache Ebene einfach zu bebauen war, weil die Nähe zur Stadt vorhanden war und weil auch die Industrie sich hier ansiedelte. Kurze Arbeitswege waren nämlich für die Fabrikarbeiter mit ihren langen Arbeitstagen essenziell. Aussersihl und Teile von Wiedikon entwickelten sich immer mehr zu Arbeitergemeinden, mit schlecht gebauten Wohnhäusern und einer hohen Bevölkerungsdichte. Wer vermögend war oder genügend Geld verdiente, verliess diese Wohngegenden; so wurde gerade die Gemeinde Aussersihl mehr und mehr nur noch von den armen Bevölkerungsschichten bewohnt. Die stetige Zunahme an Bevölkerung verlangte nach einer neuen Infrastruktur, welche mit den geringen Steuereinnahmen der Gemeinde nicht finanziert werden konnte. In mehreren Vorstössen, vor allem vonseiten der Arbeiterbewegung, wurde daher im späten 19. Jahrhundert immer wieder gefordert, Zürich mit seinen Vororten zu vereinen. 1891 wurde diesem Begehren in einer Volksabstimmung zugestimmt. Während die armen Arbeitergemeinden Aussersihl und Wiedikon 99 Prozent Ja-Stimmen verzeichneten, lehnte die wohlhabende Aussengemeinde Enge den Zusammenschluss zu «Gross-Zürich» ab.¹⁸⁶

¹⁸⁴ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 80.

¹⁸⁵ *Ebd.*, S. 71.

¹⁸⁶ *Ebd.*, S. 319f.

Die Zusammenführung der elf Vorortgemeinden trat 1893 in Kraft.¹⁸⁷ Nun war die vereinte Stadt für die Infrastrukturbauten der ehemaligen Aussengemeinden verantwortlich. In Aussersihl wurden nach der Eingemeindung neue Strassen, Brücken und Plätze gebaut, welche die Verbindung mit der Stadt verbesserten, neue Siedlungsgebiete erschlossen und eine ganze Reihe von Schulhäusern gebaut, welche für die stark wachsende Bevölkerung benötigt wurden. Aussersihl war zudem auch der Stadtteil, in welchem der Ausbau der Bahnanlagen stattfand, das Industriegebiet, die Polizeikaserne, die Militärkaserne und das Bezirksgericht angesiedelt sowie der Zentralfriedhof angelegt wurden.¹⁸⁸ Mit dem Bau der Kaserne wurde eine einheitliche Planung der unmittelbaren Umgebung in Angriff genommen und ein erster Quartierplan in Aussersihl verwirklicht. Es entstand ein feines orthogonales Strassennetz mit rechteckigen Baublöcken, wo nun fern der alten Stadtentwicklungsachsen entlang der ehemaligen Landstrassen Mietshäuser aus dem Boden schossen. Die Kaserne brachte zudem einen Aufschwung der Geschäftstätigkeiten im Quartier.¹⁸⁹ Die Citybildung an der Sihlporte erreichte auch das angrenzende Aussersihl. Die Abbrüche der alten St.-Jakob-Kapelle, des ehemaligen Siechenhauses und der älteren dichten Wohnbebauung sind symptomatisch dafür. Der Konsumverein Zürich überbaute das Grundstück der Kapelle und des Siechenhauses mit einem fünfgeschossigen Lager- und Geschäftsgebäude. Der Strassenraum entwickelte sich dann im 20. Jahrhundert zu einem wichtigen städtischen Verkehrsknotenpunkt, dem heutigen «Stauffacher».¹⁹⁰ In der Hard, am westlichen Rand der Stadt, entstand ein grossflächiges Industriegebiet. Die Maschinenfabrik Escher Wyss & Co., die damals grösste Arbeitgeberin der Stadt, baute dort neue Fabrikanlagen. Weitere Fabriken, Färbereien, Grossmühlen und die Actien-Brauerei Zürich, die spätere Löwenbräu, ergänzten mit ihren grossflächigen Arealen innert weniger Jahre das neue industrielle Zentrum der Stadt. Der Ausbau der Bahnanlagen durch die Nordostbahn-Gesellschaft ermöglichte den Umzug der Industrie in den Westen: Rangieranlagen, Lokremisen, Werkstätten sowie der Güterbahnhof

¹⁸⁷ Die elf ehemaligen Vorortgemeinden sind: Aussersihl, Enge zusammen mit Leimbach, Fluntern, Hirslanden, Hottingen, Oberstrass, Riesbach, Unterstrass, Wiedikon, Wipkingen und Wollishofen.

¹⁸⁸ Bärtschi: Industrialisierung, S. 321f.

¹⁸⁹ Ebd., S. 302.

¹⁹⁰ Ebd., S. 82.

wurden grossräumig stadtauswärts verlagert. Zwei imposante Viadukte führten ab 1894 die Züge gegen Norden und Süden über das neu entstandene Gleisfeld.¹⁹¹

Diese Entwicklungen zeigen, dass in der ehemaligen Stadt die Zentren verlagert wurden und neue, dem Verkehr, der Wirtschaft und dem neuen Prestige der Stadt gerechte Strukturen und Bauten geplant und angelegt wurden. Wichtige öffentliche und kulturelle Gebäude entstanden, die Verkehrsführung wurde neu geregelt und die arme Bevölkerung in die Aussenquartiere verdrängt. Auf der anderen Seite der Sihl, in Aussersihl, fehlte hingegen eine einheitliche Planung. Nur punktuell wurden die neuen Infrastrukturbauten im Industriequartier, rund um die Kaserne und den Zentralfriedhof, geplant und angelegt. Ein grober Bebauungsplan von 1886 legte zwar die kommunalen Strassenzüge fest, doch die Bebauung orientierte sich in den meisten Fällen an den bestehenden krummen Feldwegen, den ehemaligen Ackergrenzen und weiterhin an den Landstrassen. Im Bebauungsplan von 1886 sind für Aussersihl zudem keine grosszügigen Strassenzüge mit Alleen oder Vorgärten vorgesehen, im Gegensatz zum Bebauungsplan von Hottingen oder dem Quartier Enge.¹⁹²

Diese Entwicklungen unterstützten die Veränderung der Sozialtopografie, also die Verteilung der sozialen Schichten im städtischen Raum. Mit der Schleifung der Mauern und dem rasanten Stadtwachstum entstand eine funktionale und soziale Entmischung der Stadt, schichtspezifische Quartiere mit einer mehr oder weniger homogenen Wohnbevölkerung bildeten sich. Bereits um 1700 begannen schon einige reiche und vornehme Familien, aus der alten, dichten Stadt auszuziehen und sich an den Hängen des Zürichbergs oder im Talacker Richtung Enge, am linken Seeufer, ihre Villen zu bauen. Im 19. Jahrhundert beschleunigte sich diese Entwicklung weiter. So entstanden Prachtbauten wie etwa das Belvoir, Alfred Eschers herrschaftlicher Wohnsitz oder die Villa Wesendonck, ein Zentrum grossbürgerlicher Zusammenkünfte an bevorzugten Lagen.¹⁹³ Die rechtsufrige Altstadt wurde durch die Verschiebung der Zentren zu einer wenig attraktiven Gegend. Die alten Bürgerhäuser wurden in einzelne Wohnungen untergeteilt

¹⁹¹ Kurz: *Disziplinierung der Stadt*, S. 34.

¹⁹² Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 309.

¹⁹³ Fritzsche/Lemmenmeier: *revolutionäre Umgestaltung*, S. 93.

und an Minderbemittelte vermietet.¹⁹⁴ Aussersihl und Teile von Wiedikon wurden aufgrund ihrer geografischen Lage mehr und mehr zum Arbeiterquartier. Das tiefere Prestige der Quartiere lässt sich aber auch dadurch erklären, dass die Gegend auf der anderen Seite der Sihl schon immer ein Ort war, an dem negativ wahrgenommene Institutionen und Anlagen angesiedelt wurden: Seit dem 12. Jahrhundert wurden hier die Aussätzigen der Stadt untergebracht, etwas weiter ausserhalb standen der Galgen und später das Hochgericht. Weiter prägten Überschwemmungen der Sihl wie auch österreichisch-russische Kriegsscharmützel das Image der ehemaligen Gemeinde Aussersihl. Die nachhaltigsten Folgen hatte aber der Eisenbahnbau mit der Vierteilung des Quartiers durch die Gleisanlagen. Ungeachtet der bestehenden Strassen und Wege wurde mit Zirkel und Lineal das Sihlfeld wie ein unbeschriebenes Blatt behandelt.¹⁹⁵ So wurde das Quartier für andere Nutzungen unattraktiv, und es führte auch dazu, dass später das Industriegebiet, auf der anderen Seite der Gleisanlagen, von Aussersihl abgetrennt wurde. Mit dem Bau der Militärkaserne und der Zeughäuser, der städtischen Fäkalienkübel-Waschanlage, des Gaswerks, des Zentralfriedhofs, der Polizeikaserne und des Bezirksgefängnisses wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts weitere negativ bewertete Zeichen gesetzt.¹⁹⁶ Akademische Bauten wie die Kantonsschule oder das Eidgenössische Polytechnikum entstanden dagegen in Fluntern, und das Quartier Enge wurde weiter als Villenquartier geplant und ausgebaut.¹⁹⁷

4.2. Wohnen im Arbeiterquartier

Die Wohnbebauung der verschiedenen Quartiere hatte ebenso grossen Einfluss auf die soziale Segregation der Stadt wie der Ausbau und die Verteilung der Infrastrukturbauten. Aussersihl wurde vorerst mehrheitlich in Form von frei stehenden Mietshäusern bebaut, welche die Parzellen nicht restlos beanspruchten, sondern Platz frei liessen für die das Quartier prägende gewerbliche Tätigkeit. Der verbreitetste Typ dabei war der Einspänner, in welchem ein Treppenhaus eine Wohnung pro Stockwerk erschliesst. Die

¹⁹⁴ Fritzsche/Lemmenmeier: *revolutionäre Umgestaltung*, S. 95.

¹⁹⁵ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 162 .

¹⁹⁶ Daniel Künzle: *Stadtwachstum, Quartierbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich-Aussersihl 1850–1914*, in: Sebastian Brändli/David Gugerli/Rudolf Jaun/Ulrich Pfister (Hg.): *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel 1990, S. 43–58, hier S. 49.

¹⁹⁷ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 256.

Wohnungen wiesen somit Fensteröffnungen auf allen vier Seiten auf. Das Erdgeschoss wurde dabei meist gewerblich genutzt. Die Häuser standen direkt an der Strasse, die Hinterhöfe wurden für das Gewerbe, zur Kleintierzucht oder als Nutzgarten verwendet. Etwas mehr Ausnutzung und somit auch etwas mehr Rendite liessen Zweispänner zu. Bei diesen Wohnbauten werden pro Stockwerk zwei Wohnungen erschlossen. Dabei handelt es sich immer noch um eine offene Bebauung. Die Wohnungen verfügen über Fensteröffnungen auf drei Seiten. Der hintere Teil der Parzelle diente auch hier der Arbeit. Diese zwei Arten offener Mietshausbebauung haben eher dörflichen Charakter als grosstädtische Anmutung und sind kennzeichnend für vorstädtische Gebiete und verstädterte Dörfer im 19. Jahrhundert.¹⁹⁸ Der stetige Bevölkerungszuwachs in Zürichs Arbeitervororten führte aber dazu, dass die bestehenden Freiräume zwischen der offenen Bebauung immer grösserer Nutzung gerecht werden mussten und zugebaut wurden. So entstanden grössere Produktionsstätten von Gewerbetreibenden oder auch Lagerstätten und Abstellplätze, welche die Wohnqualität ganzer Strassengevierte durch Lärm, Staub oder Abgase beeinträchtigten. Grossen Einfluss auf die Bebauung in den damaligen Arbeitervororten hatte das kantonale Baugesetz von 1863, das eine ganze Reihe von feuerpolizeilichen Bestimmungen geltend machte. Unter anderem schrieb das Gesetz vor, dass Fassaden, die mehr als 30 Meter Länge aufwiesen, mit Brandmauern versehen sein mussten. Zudem war, falls das Haus nicht bis an den Parzellenrand gebaut wurde, ein Minimalabstand zum Nachbarhaus von mindestens 3,6 Metern einzuhalten. Diese Vorgaben führten dazu, dass Zweispänner, welche nicht bis an den Parzellenrand geplant waren, in einer normal grossen Parzelle keinen Platz fanden, weil die Mindestabstände nicht eingehalten werden konnten. So entstanden mehr und mehr Neubauten, die bis an den Parzellenrand geführt und dort mit einer Brandmauer abgeschlossen wurden. Die Grundstücke wurden vier- bis fünfgeschossig überbaut; die bis heute typische Blockrandbebauung entstand.¹⁹⁹ Wo kein rechtwinkliges Strassennetz geplant war und die Parzellen den krummen, schiefwinkligen Feldwegen und ehemaligen Weggabelungen folgten, entstanden Wohnbauten, deren Grundrisse die schiefen Winkel der Parzelle übernahmen. Je nach Strassenverlauf

¹⁹⁸ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 263–267.

¹⁹⁹ Kurz: *Disziplinierung der Stadt*, S. 52.

entstanden enge Mietskasernen mit schmalen Lichtschächten und innen liegenden Küchen und Toiletten. Die Möglichkeit zur Querlüftung, eine wichtige Forderung der zeitgenössischen Hygienebewegung,²⁰⁰ konnte so oft nicht gewährleistet werden, im Gegensatz zu Wohnungen mit Fenstern auf zwei sich gegenüberliegenden Seiten.²⁰¹ Mit der Eingemeindung von 1893 verbot das Baugesetz Zimmer, Küchen und Arbeitsräume ohne Fenster oder mit Fenstern, die nicht unmittelbar ins Freie führten. Lichthöfe mussten eine Mindestfläche aufweisen, Kellerwohnungen wurden verboten.²⁰² Bebauungen mit mehreren Hinterhöfen ohne direkten Zugang zur öffentlichen Strasse wurden dadurch verhindert, dass die Stadt ein engmaschiges Strassennetz zur Verfügung stellte.²⁰³ Trotz der geschlossenen Bebauung, die kaum Freiräume bot, der Hinterhöfe welche mit Gewerbebauten zugebaut wurden, und der hohen Wohndichte²⁰⁴ gab es in Zürich keine Zustände, wie sie aus Berlin, Paris oder London in der damaligen Zeit bekannt waren. Die missliche Lage der Bewohnerinnen und Bewohner Aussersihls fiel vor allem im Vergleich zu anderen, bessergestellten Quartieren Zürichs auf.

Das Leben in Aussersihl und in Wiedikon war für viele aber dennoch von Armut geprägt. Merkmale dafür waren neben der dichten, geschlossenen Bebauung im Quartier vor allem überfüllte Wohnungen und viele Wohnungswechsel. Für die unteren Einkommensschichten waren mehrere Löhne nötig, um die Miete und den Unterhalt einer Familie zu finanzieren. Schlecht bezahlte Arbeit in der Fabrik, Hemdennähen oder andere Heimarbeit, Ausläuferdienste, Waschen und Putzen bei Bessergestellten waren unabdingbar, um die Familie durchzubringen. Die Arbeitszeiten lagen noch 1910 für die meisten bei täglich zehn Stunden und mehr. Ständig drohte zudem der Verlust des Einkommens durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit eines Familienmitglieds, denn öffentliche Sozialwerke fehlten damals noch. Vorübergehende Arbeitslosigkeit oder andere Einkommensverluste wie auch Mietzinserhöhungen zwangen die Arbeiterfamilien oft, sich eine neue

²⁰⁰ Bruno Fritzsche: Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur, in: Hans-Peter von Aarburg/Kathrin Oester (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit, Freiburg i.Ü. 1990, S. 17–34, hier S. 27.

²⁰¹ Bärtschi: Industrialisierung, S. 357.

²⁰² Bruno Fritzsche/Max Lemmenmeier: Auf dem Weg zu einer städtischen Industriegesellschaft 1870–1918, in: Niklaus Flüeler/Marianne Flüeler-Gauwiler (Hg.): Geschichte des Kantons Zürich, 3 Bde., Zürich 1994–1997, Bd. 3 – 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 158–249, hier S. 200.

²⁰³ Bärtschi: Industrialisierung, S. 312–314.

²⁰⁴ Ebd., S. 352.

Unterkunft zu suchen.²⁰⁵ Wohnungen waren aufgrund der stetigen Bevölkerungszunahme knapp und im Verhältnis zum Einkommen sehr teuer. 30 bis 40 Prozent eines normalen Arbeiterlohns kostete um 1896 eine durchschnittliche Dreizimmerwohnung in Zürich. Die meisten Arbeiterhaushalte konnten die hohe Miete nur bezahlen, indem sie Zimmer oder Schlafstellen an ledige Untermieter oder Schlafgänger abtraten, wobei die Ersten ein eigenes Zimmer, die Zweiten bloss ein Bett mieteten. In Aussersihl und in Wiedikon lebten in einer gängigen Dreizimmerwohnung fünf bis sechs Personen, darunter fast immer ein familienfremder Untermieter. Bessergestellten Familien von Kaufleuten und Fabrikbesitzern in anderen Quartieren stand damals fünfmal mehr Wohnfläche zur Verfügung als einer Arbeiterfamilie. Ein Drittel der Stadtzürcher Haushalte teilte sich 1896 die Wohnkosten mit Untermietern oder Schlafgängern. In vielen Haushalten stand zudem eine Nähmaschine in der Küche, auf der die Hausfrau im Akkord nähte. Diese beengte Wohn- und Arbeitssituation verschärfte sich dadurch, dass die ärmeren Leute auf eine zentrale Wohnlage angewiesen waren, um ihren Arbeitsweg kurz zu halten. Zentrale Lagen sind aber teuer, was mit dazu führte, dass Arbeiterfamilien für den Kubikmeter Wohnraum mehr bezahlten als die Bewohnerinnen und Bewohner grosszügiger Fünfstückwohnungen in besseren Quartieren. Dabei war die Ausstattung schlecht: Badezimmer waren in Aussersihl vor dem Ersten Weltkrieg praktisch unbekannt, und die Toilette war im Treppenhaus oder im Hof.²⁰⁶

Diese grosse Nachfrage nach Wohnraum löste eine gewaltige Bautätigkeit aus. Zwischen 1890 und 1900 entstanden 40 Prozent der gesamten Wohnbausubstanz des 19. Jahrhunderts in ganz Zürich.²⁰⁷ Mietskaserne um Mietskaserne schoss aus dem Boden. Um die Jahrhundertwende zeigte sich aber, dass die Erwartung eines ungebremssten Stadtwachstums nicht erfüllt wurde und plötzlich ein Überschuss an Wohnungen vorhanden war.²⁰⁸ Diese sogenannte Liegenschaftskrise hatte die Auswirkung, dass in der Folgezeit von privater Seite nur noch sehr wenige Wohnungen gebaut wurden, was bereits Ende des Jahres 1905 zu einer erneuten Verknappung an Wohnraum führte. Zwischen 1904 und 1911 zogen nämlich jedes Jahr rund 5000 zusätzliche Einwohnerinnen

²⁰⁵ Kurz: *Disziplinierung der Stadt*, S. 49.

²⁰⁶ *Ebd.*, S. 51.

²⁰⁷ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 339.

²⁰⁸ Künzle: *Stadtwachstum*, S. 50f.

und Einwohner in die Arbeiterquartiere. Der Durchschnittspreis für eine Dreizimmerwohnung in Zürich stieg in den Jahren zwischen 1902 und 1911 um über 40 Prozent, die Preise bei Neuvermietungen sogar um 75 Prozent. Die steigenden Wohnkosten übertrafen bei Weitem die Lohnerhöhungen dieser Jahre.²⁰⁹ Zwar erlebte der Wohnungsbausektor in den Jahren von 1908 bis 1912 eine kurze Erholung, doch nach 1912 brach er langfristig zusammen. Mit dem Kriegsausbruch 1914 kehrten viele Ausländer, vor allem solche aus Krieg führenden Staaten, in grosser Zahl in ihre Länder zurück, und während des Kriegs wurde wegen der massiven Verteuerung der Baustoffe und des Überflusses an freistehenden Wohnungen nicht gebaut. Doch bereits 1917 zeichnete sich wieder eine Bevölkerungszunahme ab und somit eine weitere Wohnungsnot, die dann ein nie gekanntes Ausmass erreichte.²¹⁰

Der Erste Weltkrieg brachte weitere tief greifende Veränderungen, die sich im Alltag bemerkbar machten. Für die Stadtbevölkerung scheinen der Abzug der Wehrmänner in den Militärdienst und die Versorgung mit Alltagsgütern die zwei zentralen Probleme der Kriegsjahre gewesen zu sein. Die zur Grenzverteidigung aufgerufenen Männer fehlten als Arbeitskräfte wie auch als Ernährer der Familien, da sie während ihrer Dienstzeit kaum Lohnersatz erhielten.²¹¹ Dies wurde vor allem für die unteren Einkommensschichten prekär, weil auch hier die Löhne nicht mit der Inflation Schritt hielten. Gleichzeitig wurden die Alltagsgüter, wegen der stark erschwerten Gütereinfuhr aus dem Ausland, teurer. Für den privaten Verbrauch waren vor allem die teuren und knappen Lebensmittel und auch der Kohlemangel einschneidend. Der Kohlemangel führte in den Heizperioden auch zu Einschränkungen der Öffnungszeiten von Schulen, Läden und Gaststätten sowie Anfang 1917 zur Einschränkung des Eisenbahn- und Schiffverkehrs.²¹² Die Lebensmittelknappheit veranlasste den Bundesrat zur Einführung von Höchstpreisen und zur Regelung einer Verbrauchsbeschränkung. Die Durchsetzung dieser Massnahmen war aber ungenügend, und die Versorgung konnte nicht immer gesichert werden. Mit den zunehmenden Schwierigkeiten ab 1917, aufgrund schlechter Ernte und des einsetzenden

²⁰⁹ Kurz: *Disziplinierung der Stadt*, S. 60.

²¹⁰ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 238.

²¹¹ Georg Kreis: *Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918*, Zürich 2014, S. 164.

²¹² *Ebd.*, S. 165.

U-Boot-Kriegs, welcher die Einfuhr von Waren praktisch abriegelte,²¹³ rationierte der Bundesrat daher schrittweise die Grundnahrungsmittel Reis, Zucker, Teigwaren, Getreide, Butter und Öl sowie Käse und Milch.²¹⁴ Die Stadt Zürich griff zusätzlich in den Lebensmittelmarkt ein, um eine gerechte Verteilung und eine Versorgung für alle zu garantieren. Die Eingriffe blieben aber meist ineffizient, sodass die Stadt gezwungen war, in kurzer Zeit mit der Kriegsnot- und Mietnotunterstützung sowie den Suppenküchen Hilfsprogramme zu schaffen, die den Notleidenden direkt zugutekommen sollten. Ab September 1914 wurden regelmässig Gutscheine für Suppe, Brot und andere Lebensmittel an Notleidende abgegeben. Später kam Brennmaterial dazu. Während der letzten beiden Kriegsjahre war ein Sechstel der Bevölkerung Zürichs auf Unterstützung angewiesen.²¹⁵

4.3. Der gemeinnützige Wohnungsbau

Die negativen Folgen der planlosen, raschen Verstädterung und die schlechten Wohnbedingungen der unteren Bevölkerungsschichten in den Arbeiterquartieren gaben immer wieder Anlass zur Diskussion. Die Arbeiterquartiere wurden als Herd epidemischer Krankheiten gesehen, aber auch als Brutstätte der drohenden proletarischen Revolution. Das Unbehagen gegenüber den Arbeitermassen zeichnete sich aber vor allem durch das ständige Klagen über das Untermieter- und Schlafgängerwesen aus. Eine Flut von Schriften und Zeitungsartikeln widmete sich dieser Problematik und sah dieses Wohnverhalten als sittliches Verderben und als Gefährdung der Familie. Doch das Leben in Untermiete war im Arbeiterquartier der Jahrhundertwende die einzig mögliche, absolut übliche und daher im Quartier weit akzeptierte Wohnform für ledige junge Männer und Frauen sowie für frisch in die Stadt gezogene Familien und Einzelpersonen.²¹⁶ Vertreter der bürgerlichen, aber auch der sozialdemokratischen Politik, der gemeinnützigen Vereine und der Hygienebewegung sowie philanthropische Unternehmer waren sich einig, dass die massenhaft eng zusammenwohnenden unzufriedenen Unterschichten mit der

²¹³ Kreis: Insel der unsicheren Geborgenheit, S 166f.

²¹⁴ Eva Maeder: Zürich im Ersten Weltkrieg. Eine Annäherung in Bildern, in: Erika Hebeisen/Peter Niederhäuser/Regula Schmid (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs, Zürich 2014, S. 11–27, hier S 20.

²¹⁵ Ismael Albertin: Die Massnahmen des Zürcher Stadtrats zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung 1914–1921, in: Daniel Krämer/Christian Pfister/Daniel Marc Segesser (Hg.): Woche für Woche neue Preisaufschläge. Nahrungsmittel-, Energie und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkriegs, Basel 2016, S. 211–233, hier S 217.

²¹⁶ Künzle: Stadtwachstum, S. 52f.

adäquaten Architektur, mit der richtigen Wohnung in die bürgerliche Gesellschaft integriert werden könnten. Mit den entsprechenden Grundrissen, Raumabfolgen und Ausstattungen der Wohnungen, so glaubte man, könne den Arbeitern die Grundlagen für ein bürgerliches Familienleben gegeben werden.²¹⁷ Eine bürgerlich-sozialdemokratische Allianz machte es 1905, aufgrund der starken Verschlechterung des Wohnungsmarkts, möglich, dass vom Stadtrat eine Wohnungsbaukommission geschaffen wurde. Diese setzte sich aus den Vorständen des Gesundheits-, des Bau- und des Finanzwesens zusammen. Die Vertreter sahen es als notwendig an, dass die Stadt in den Wohnungsmarkt eingriff, da die private Bautätigkeit nach der Wohnbaukrise um 1900 zum Erliegen gekommen war. 1906 wurde dann ein Programm für die städtische Wohnbauförderung formuliert, das auf drei Pfeilern basierte: vorausschauendem Erwerb von Baulandreserven, kommunalem, also von der Stadt als Bauherrin ausgeführtem Wohnungsbau sowie Förderung privat gegründeter, gemeinnütziger Wohnbaugenossenschaften. 1907 wurde dann, nach einem heftig geführten Abstimmungskampf, mit einer Volksabstimmung dem Bau der ersten städtischen Wohnsiedlung an der Limmatstrasse im Industriequartier zugestimmt. Gleichzeitig begann auch der Erwerb von künftigem Bauland für den Wohnungsbau.²¹⁸

Die erste städtische Siedlung «Limmat I», die im Industriequartier erstellt wurde, hob sich in ihrer äusseren Ausgestaltung deutlich von der Mietskasernenbebauung der Umgebung ab. Die kräftigen Farben, die bewegte Dachlandschaft und die stark gegliederte Fassade sollten die Individualität der Häuser betonen (Abb. 14). Balkone, Erker und Dachaufbauten waren Elemente gutbürgerlicher Behaglichkeit, die hier angewendet wurden. Das wirklich Neue waren jedoch die Höfe, welche nicht, wie bei den Mietskasernen üblich, mit Gewerbebauten zugebaut oder durch Zäune unterteilt waren, sondern als Gärten für die Erholung und zum Spielen ausgestaltet waren. Die Gliederung der Wohnungen folgte dem Sonnenlauf, sodass alle Zimmer möglichst optimal besonnt wurden. Aus Kostengründen wurde aber auf Einzelbäder und eine Zentralheizung verzichtet.²¹⁹ Diese städtischen Wohnungen garantieren einen dauerhaft preisgünstigen Wohnraum,

²¹⁷ Bruno Fritzsche: Vorhänge sind an die Stelle der alten Lumpen getreten. Die Sorgen der Wohnungsfürsorger im 19. Jahrhundert, in: Sebastian Brändli/David Gugerli/Rudolf Jaun/Ulrich Pfister (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel 1990, S. 383–396, hier S. 385f.

²¹⁸ Michael Koch/Daniel Kurz: Mehr als Wohnen. Auf der Suche nach dem neuen Zürich, in: Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007, hg. v. Finanzdepartement und dem Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Zürich 2007, S. 16–33, hier S. 18.

²¹⁹ Ebd., S. 20.

der auf der Kostenmiete basiert. Das heisst, dass die Mietzinse die Kosten decken, diese aber nicht übersteigen. Dies ist das wichtigste Kriterium des gemeinnützigen Wohnungsbaus, das sowohl vom kommunalen als auch vom genossenschaftlichen Wohnungsbau noch heute erfüllt werden muss. In den städtischen Liegenschaften war das Untermieterwesen aufgrund der kleinen, günstigen Wohnungen, zugeschnitten für die Kleinfamilie, nicht mehr möglich und auch nicht mehr nötig; es war sogar verboten. Für den Mittelstand baute die Stadt kurz darauf eine Siedlung, bestehend aus 28 Häusern im Quartier Oberstrass. Die Wohnungen der Siedlung «Rietli» sind ausnahmslos grosszügig mit Wohndiele und eigenem Bad. Die Anordnung der einzelnen Häuser, die in einem Reformstil erbaut wurden, erinnert an ein natürlich gewachsenes Dorfbild²²⁰ und distanziert sich somit von den Mietskasernen der rasch gewachsenen Stadt. Diese Kritik an der Grossstadt, die Orientierung hin zu einer individuellen Ausgestaltung der Wohnbauten und der Imitierung einer dörflichen Umgebung mit Baumbestand und durchgrüntem Gärten oder Höfen ist charakteristisch für die frühen kommunalen Wohnbauten, die vor dem Ersten Weltkrieg entstanden. Das Ideal des Einfamilienhauses sollte auch für weniger Vermögende im Mehrfamilienhaus finanzierbar werden. Kleine private Vorgärten, separate Wohnungseingänge, Vorräume oder Flure, welche eine weitere Barriere von der privaten Familienwohnung nach aussen bilden, sind Elemente des Wohnens im Einfamilienhaus, die auf das Mehrfamilienhaus übertragen wurden. Differenzierte Wohnungsgrundrisse unterteilen die Wohnungen zudem nach den Funktionen Wohnen, Kochen und Schlafen, wobei die intimen Bereiche wie Schlafzimmer oder Toilette in einem privaten Teil der Wohnung angeordnet wurden. So konnte ein privates, von der Aussenwelt abgeschirmtes Familienleben ohne Untermieterinnen und Untermieter oder andere nicht zur Familie gehörende Mitbewohnerinnen und Mitbewohner stattfinden.²²¹

Während des Ersten Weltkriegs, als die Wohnungsnot ihre ärgsten Ausmass erreichte, baute die Stadt in rascher Abfolge die Siedlungen «Zurlinden» und «Rebhügel» in Wiedikon sowie die Siedlung «Sihlfeld» in Aussersihl und die Siedlung «Nordstrasse» in Wipkingen. Es handelt sich hier um einfache Häuser, die bescheidenen An-

²²⁰ Koch/Kurz: *Auf der Suche nach dem neuen Zürich*, S. 20.

²²¹ Fritzsche: *Transport bürgerlicher Werte*, S. 31.

sprüchen genügen mussten: minimaler Grundriss, Ofenheizung und gemeinsame Bäder im Keller. Überhöhte Baukosten zwangen in den Jahren des Kriegs zu einer Vereinfachung der Formensprache, so verschwand bei diesen Siedlungen der verspielte Detailreichtum; dafür trat eine schlichte Sachlichkeit hervor mit grossen uniformen Baukörpern mit einfachen Walmdächern und schmucklosen Putzfassaden (Abb. 15). Mit diesen Siedlungen fand der kommunale Wohnungsbau 1920 ein vorläufiges Ende. Im Folgenden wurden die Tätigkeiten der Wohnbaugenossenschaften gefördert, welche in der Zwischenkriegszeit zu ihrer vollen Entfaltung kamen. Während des Ersten Weltkriegs wurde nämlich der städtebauliche Wettbewerb «Gross-Zürich» durchgeführt, der die planerischen Grundlagen für das Stadtwachstum der Zwischenkriegszeit in seinem ausführlichen Schlussbericht festschreibt. Das Grundmotiv waren dabei der Gartenstadtgedanke, die Vision der räumlichen Durchdringung von Stadt und Land und die Schaffung durchgrünter Wohnquartiere, welche von privaten Wohnbaugenossenschaften erbaut werden sollten.²²²

In Zürich gab es bereits im 19. Jahrhundert Wohnbaugenossenschaften. Diese wurden aber ausschliesslich von sozial denkenden Unternehmern gegründet und agierten unabhängig von den städtischen Behörden. So entstanden die Arbeiterhäuser von Johann Heinrich Fierz im Industriequartier und die «Aktienhäuser» in Aussersihl. Diese Genossenschaften oder gemeinnützigen Vereine waren finanziell schwach, weil sie Schwierigkeiten hatten, Hypotheken zugesprochen zu bekommen. In der Wohnbaukrise um 1900 gingen daher auch viele von ihnen in Konkurs.²²³ Die Absicht, durch genossenschaftliche Selbsthilfe unter den Arbeitern preisgünstigen und der Spekulation entzogenen Wohnraum zu schaffen, bestand ebenfalls bereits im 19. Jahrhundert, die Umsetzung scheiterte aber immer wieder am hohen Finanzbedarf, der von den ärmeren Bevölkerungsschichten nicht gedeckt werden konnte.²²⁴ Diese Voraussetzungen führten dazu, dass bereits die erste Städtzürcher Wohnbauförderung von 1907 die Unterstützung von privaten gemeinnützigen Baugenossenschaften vorsah. Der Bau eigener Wohnungen band nämlich für die Stadt grosse finanzielle Mittel. Die Wohnungsbaukommission

²²² Koch/Kurz: Auf der Suche nach dem neuen Zürich, S. 21f.

²²³ Daniel Kurz: Stadt und Genossenschaften. Eine wohnungspolitische Symbiose, in: Dominique Boudet (Hg.): Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 31–37, hier S. 31.

²²⁴ Fritzsche/Lemmenmeier: städtische Industriegesellschaft, S. 203.

formulierte 1909 die städtische Unterstützung der gemeinnützigen Wohnbaugenossenschaften, welche vor allem den Verkauf von billigem Baugrund, die Gewährung von hohen Darlehen und die Übernahme von Genossenschaftsanteilscheinen durch die Stadt umfasste. Damit sollte die Möglichkeit geschaffen werden, dass die Arbeiter eigene Genossenschaften gründen konnten. Im Gegenzug mussten die Wohnbaugenossenschaften gemeinnützig sein, das heisst dauerhaft preisgünstige Wohnungen garantieren und frei von Spekulation sein. Die erstellten Häuser durften daher nicht verkauft werden. Weiter mussten die Baupläne nicht nur von der Bausektion bewilligt werden, sondern auch einer «*bauästhetischen Genehmigung seitens der Gemeindebehörde*» unterzogen werden.²²⁵ Obwohl die Wohnbaugenossenschaften privat waren, bestand doch eine grosse Abhängigkeit von den Stadtbehörden. Umgekehrt war die Stadt abhängig vom Bau spekulationsfreier, preisgünstiger Wohnungen, was sie nicht allein bewerkstelligen konnte.²²⁶

Die ersten Wohnbaugenossenschaften, welche durch die Arbeiterschaft selbst gegründet wurden, entstanden in den meisten Fällen auf Initiative von Bahn- oder Postangestellten, die infolge ihrer unregelmässigen Arbeitszeiten auf Wohnungen in der Nähe ihrer Arbeitsstätten angewiesen waren. Zudem konnten einige von ihnen mit einer zusätzlichen finanziellen Unterstützung der Schweizerischen Bundesbahnen oder der Bundespost rechnen. In dieser frühen Phase des geförderten genossenschaftlichen Wohnungsbaus entstanden aber nur vereinzelt Wohnbauten,²²⁷ wenn doch, dann vom Mittelstand, von Angestellten, Beamten und Handwerkern.²²⁸ Denn der Erste Weltkrieg bremste die Entwicklung durch eine Erhöhung der Baukosten um das Zweieinhalbfache aus. Nach dem Krieg wurden dann von der Stadt weitere Begünstigungen für die Baugenossenschaften bestimmt, um den genossenschaftlichen Wohnungsbau anzukurbeln, welcher die Bebauung der neu geplanten Wohnquartiere in der Stadt und den umliegenden Gemeinden umsetzen sollte. 1924 trat das neue Reglement der Stadt Zürich für die Förderung des genossenschaftlichen Wohnungsbau in Kraft, das zusätzliche Darlehen für die Genossenschaften bereitstellte und ermöglichte, mit nur 5,4 Prozent Eigenkapital

²²⁵ Protokoll der Wohnungsbaukommission Nr. 23, 19. November 1909, in: Stadtarchiv Zürich, V.G.a.22.

²²⁶ Dominique Boudet: Die Renaissance der Zürcher Wohnbaugenossenschaften, in: Ders. (Hg.): Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 9–15, hier S. 9.

²²⁷ Bärtschi: Industrialisierung, S. 363.

²²⁸ Boudet: Die Renaissance der Wohnbaugenossenschaften, S. 9.

zu bauen statt mit 10 Prozent Eigenkapital wie zuvor. Im Gegenzug war den Wohnbaugenossenschaften vorgeschrieben, einen städtischen Vertreter in ihren Vorstand aufzunehmen, welcher die Ziele der Genossenschaft nach dem Sinn der Stadt mitgestalten konnte. Diese neuen Begünstigungen lösten einen Schub von Genossenschaftsgründungen und eine Vielzahl von Bauprojekten aus.²²⁹ Rund 14 000 Wohnungen wurden zwischen 1919 und 1934 von den Genossenschaften zusammen mit der Stadt erbaut, fast die Hälfte des gesamten Zuwachses. Ganze Wohnquartiere, rund um den Röntgenplatz, im Sihlfeld, am Friesenberg, beim Milchbuck und in Wollishofen, erhielten durch die Siedlungen der Baugenossenschaften ihren besonderen Charakter.²³⁰

Während die ersten Genossenschaftsbauten noch kleinräumig waren und in die bestehenden Stadtstrukturen eingefügt wurden oder einen dörflichen Charakter zu wahren versuchten,²³¹ waren die neuen Kolonien der Wohnbaugenossenschaften in den 1920er-Jahren einheitlicher im Erscheinungsbild und grossmassstäblicher (Abb. 16). Grosse zusammenhängenden Parzellen ermöglichten eine einheitliche Bebauung mit geraden Strassenfluchten, breiten, alleegesäumten Strassen und abgeschirmten Wohnhöfen, sodass ein städtischer Ausdruck nicht verborgen wurde. Die grosszügigen Wohnhöfe wurden, wie schon bei den ersten städtischen Siedlungen, nicht mit Gewerbebauten verstellt; dafür wurden Spiel- und Erholungsgärten angelegt, die mit Schulen oder Kindergärten ergänzt wurden. Die Ausnutzungsziffer sank mit diesen grossen Freiflächen um mindestens die Hälfte der dichtesten spekulativen Mietskasernenbebauung. Die neuen genossenschaftlichen Wohnbauten der 1920er-Jahre verfügten nun auch über viele Annehmlichkeiten wie Zentralheizung und Bäder in jeder Wohnung.²³² Es zeigte sich, dass nur die Überbauung grosser zusammenhängender Areale eine Verbesserung der Wohnarchitektur erlaubte. Obwohl diese Bauten grossmassstäblicher angelegt waren als genossenschaftliche Wohnbauten vor dem Krieg, waren auch hier die Wohnungen auf die Kleinfamilie mit zwei bis drei Kindern zugeschnitten. Mehrheitlich wurden kleine Dreizimmerwohnungen gebaut, um den Anreiz zur Aufnahme familienfremder Untermieterinnen und Untermieter zu unterbinden. So entstand der Grundtyp einer Dreizimmerwohnung, der

²²⁹ Kurz: *Stadt und Genossenschaften*, S. 32.

²³⁰ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 363.

²³¹ Koch/Kurz: *Auf der Suche nach dem neuen Zürich*, S. 20.

²³² Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 364f.

aus Kosten- und Rationalisierungsgründen massenhaft wiederholt wurde und sich von Kolonie zu Kolonie kaum unterschied.²³³ Die Normwohnung war rund 60 Quadratmeter gross, wobei ein möglichst schmaler Korridor auf der Nordseite das Bad, die kleine Küche und ein kleines Kinderzimmer erschloss und auf der Südseite das Elternschlafzimmer und die Wohnstube mit Balkon.²³⁴ Als weiteres charakteristisches Gepräge der Genossenschaftsbauten der Zwischenkriegszeit galten ihre farbigen Fassaden und die Monumentalität der Eckbauten und Hofeingänge. Den neuen Architekturströmungen des *Neuen Bauens* begegnete man in Zürich eher zurückhaltend; so wurden Flachdächer von der Baupolizei bis in die 1930er-Jahre nicht bewilligt.²³⁵

Hier ist zu bemerken, dass die Baugenossenschaften, welche von den Arbeitern selbst gegründet wurden und die ihre eigenen Vorstellungen vom adäquaten Wohnen verwirklichen konnten, ebenfalls auf das ganze Programm des philanthropischen und städtischen Wohnungsbaus zugriffen und die Vorstellungen des bürgerlichen Familienwohnens in ihren eigenen Siedlungen übernahmen. Zum Beispiel die Vorliebe für das Reiheneinfamilienhaus, von Einblicken geschützte Wohnungseingänge und die funktionsgeteilte Dreizimmerwohnung als Standard.²³⁶

4.4. Das Quartier Wiedikon

Wenn in den Kapiteln 4.1. und 4.2. die Quartierentwicklung und das Leben in den Arbeiterquartieren beschrieben wird, dann handelt es sich vorwiegend um Aussersihl und Teile von Wiedikon. Nur Teile von Wiedikon deshalb, weil dieser Stadtteil, wie schon die ehemalige Gemeinde Wiedikon, einen heterogenen Charakter aufweist. Dieser ist durch die geografischen Gegebenheiten wie auch durch die Entwicklungen des Verkehrs zu erklären. Stadtwärts erstrecken sich auf dem Gebiet Wiedikons flache Kiesebenen und einstiges Ackerland. Dieses wurde schon im 19. Jahrhundert schnell verstädtert und ist von dichten Blockrandbebauungen geprägt.²³⁷ Es gleicht in seiner baulichen und soziologischen Entwicklung derjenigen von Aussersihl: vom Ackerland zum Arbeiterquartier.

²³³ Koch/Kurz: *Auf der Suche nach dem neuen Zürich*, S. 22.

²³⁴ Kurz: *Disziplinierung der Stadt*, S. 316

²³⁵ Bärtschi: *Industrialisierung*, S. 366.

²³⁶ Fritzsche: *Transport bürgerlicher Werte*, S. 32f.

²³⁷ Einleitung «Alt-Wiedikon. Sihlfeld», in: *Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007*, hg. v. Finanzdepartement und dem Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Zürich 2007, S. 278.

Der alte Dorfkern, am Fuss des Bühlhügels blieb vorerst unberührt und wurde erst ab den 1920er-Jahren schrittweise neu überbaut. Auf dem Moränenzug, dem Bühlhügel, entstanden Ende des 19. Jahrhunderts eine villenartige lockere Wohnbebauung sowie eine neugotische Kirche und Schulhäuser, die dem neuen baulichen Massstab des Quartiers entsprachen.²³⁸ Hinter dem Moränenzug folgt eine flache lehmige Zone, in der bis in die 1950er-Jahre Lehmgruben und das Ziegeleigewerbe das Bild prägten. Darüber befinden sich die allmählich steiler werdenden Hänge des Friesenbergs, der ab 1925, damals fernab der Stadt, schrittweise mit genossenschaftlichen Wohnbauten im Sinne der Gartenstadt überbaut wurde. Dort beginnt dann schliesslich der bewaldete, felsige Steilhang des Uetlibergs.²³⁹

Die Verstädterung der flachen Ebene begann mit der Gründerzeit der lokalen Industrie in den 1870er-Jahren. Das Gebiet an der Strassenkreuzung Badenerstrasse/Kalkbreitestrasse war schon früh stark überbaut. In den Jahren 1861 bis 1864 entstanden hier die «Aktienhäuser», erbaut von einer der ersten Wohnbaugenossenschaften.²⁴⁰ 1877 wurde weit von der alten Stadt entfernt, auf dem Gemeindegebiet Wiedikon, im Sihlfeld, der Zentralfriedhof angelegt. Daher führte eine der ersten Linien des «Rössli-Trams», der ersten Strassenbahn Zürichs, entlang der Badenerstrasse ins Sihlfeld. Dies hatte zur Folge, dass das Gebiet entlang der Badenerstrasse schnell von der Stadt aus mit der Strassenbahn zu erreichen war und in der Folge rasch bebaut wurde.²⁴¹ Der eigentliche Bauboom erfolgte aber ab 1888, als die Eingemeindung in Aussicht stand. Die Bevölkerung Wiedikons wuchs von 1888 bis 1896 von 4700 Einwohnerinnen und Einwohnern auf rund 15 000 Personen, wobei die Mehrheit der Arbeiterschicht zugehörig war. Das flache Gebiet wurde mit Mietskasernen in mehr oder weniger rechtwinklig angelegten Strassenetzen zugebaut. Hemmend für die Verstädterung Wiedikons wirkte in dieser Zeit die linksufrige Seebahn, die seit 1875 Zürich mit Thalwil, Zug und dem Gotthard verbindet. Sie führt in einem grossen Bogen vom Hauptbahnhof Richtung Süden²⁴² und unterbrach

²³⁸ Daniel Kurz: Wiedikon. Siedlungsentwicklung, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 11–23, hier S. 16.

²³⁹ Einleitung «Alt-Wiedikon. Sihlfeld», S. 278.

²⁴⁰ Felix Bosshard/René Koller/Max Peter: Die Tram-, Bus- und Quartiergeschichte im Aussersihl, hg. v. der Ortsgeschichtlichen Kommission des Quartiervereins Aussersihl-Hard, Zürich 2017, S. 51.

²⁴¹ Ebd., S. 43, 51.

²⁴² Kurz: Siedlungsentwicklung, S. 16.

die stark frequentierten Strassen Badenerstrasse, Kalkbreitestrasse, Zweierstrasse und Birmensdorferstrasse. Immer mehr Züge und der Ausbau eines zweiten Gleises führten zu langen Wartezeiten an den Bahnübergängen.²⁴³ Nichtsdestotrotz entstanden in den weiten Ebenen Wiedikons Wohngebiete, die teilweise je nach Strassenzug einen anderen Charakter aufwiesen. Entlang der Badenerstrasse wie auch entlang der Seebahn, an der Bertastrasse und am Idaplatz entstanden Bauten mit aufwendig gestalteten historistischen Fassaden mit Balkonen und Erkern. Die breiten Strassen machten fünfgeschossige Gebäude möglich, sodass eine grossstädtische Wohnatmosphäre herrschte.²⁴⁴ Die Blockrandbebauung an der spitzwinkligen Kreuzung Bertastrasse/ Sihlfeldstrasse/Badenerstrasse zum Beispiel ist ein wichtiges Beispiel für eklektizistisches Bauen während des Historismus (Abb. 17). Ägyptische, römische, romanische, gotische, barocke und wie Jugendstil anmutende Baustile wurden hier verwendet. Die Wohnungen wurden mit teuren Badezimmer Einrichtungen und Doppelverglasung ausgestattet, was schliesslich zu einem Konkurs des Geldgebers führte und die Wohnungen jahrelang leer stehen liess.²⁴⁵ Diese grossbürgerlich anmutenden Bauten entstanden ab 1891, nachdem die Bahnstation «Aussersihl-Wiedikon» der Seebahn eröffnet worden war²⁴⁶ und damit womöglich eine Aufwertung der Gegend vermutet wurde. Obwohl viele Wohnhäuser in diesen Strassenzügen sehr repräsentativ wirken, lebten darin doch meistens Arbeiter oder Angestellte mit ihren Familien.²⁴⁷ In der Ebene zwischen Sihl und Zentralfriedhof befindet sich neben diesen aufwendig gestalteten historistischen Bauten auch der grösste Teil der genossenschaftlichen und der städtischen Wohnbauten Wiedikons. Darunter befinden sich einige frühe Pioniersiedlungen wie die Kolonie der 1908 gegründeten Genossenschaft zur Beschaffung billiger Wohnungen, die als Erste von städtischem Bauland und städtischer Kredithilfe profitierte. Die äussere Gestaltung des Baus mit den vielseitig strukturierten und gegliederten Fassaden im Reformstil, die kleine individuelle Einheiten bilden und so einen Gegensatz zur Anonymität der Mietskasernen darstellen, ist kennzeichnend für

²⁴³ Bosshard/Koller/Peter: Tramgeschichte, S. 137.

²⁴⁴ Kurz: Siedlungsentwicklung, S. 16.

²⁴⁵ Werner Stutz: Bertastrasse 1–5/11/15. Sihlfeldstrasse 53–57/63, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 35.

²⁴⁶ Marie Antoinette Glaser: Die schlichte Beständige. Die Wohnsiedlung Zurlinden 1919, in: Dies. (Hg.): Vom guten Wohnen. Vier Zürcher Hausbiografien von 1915 bis zur Gegenwart, Sulgen 2013, S. 92–121, hier S. 94.

²⁴⁷ Kurz: Siedlungsentwicklung, S. 16.

die frühen Wohnbauten von Genossenschaften und der Stadtgemeinde vor dem Ersten Weltkrieg.²⁴⁸ In unmittelbarer Nachbarschaft befindet sich die städtische Siedlung «Zurlinden», welche in den Kriegsjahren zur Linderung der grossen Wohnungsnot von der Stadt erstellt wurde und einen ganz anderen Charakter aufweist als die fünf Jahre zuvor entstandene Kolonie der Genossenschaft zur Beschaffung billiger Wohnungen. Die Fassaden sind hier viel einfacher und weniger verspielt, und im Ganzen ist die Siedlung grossmasstäblicher und einheitlicher in ihrer Erscheinung als die vereinzelt kommunalen und genossenschaftlichen Wohnbauten in den Jahren zuvor²⁴⁹ (Abb. 15). Noch in den Kriegsjahren wurde die schon seit Langem diskutierte Tieferlegung der linksufrigen Seebahnlinie in Angriff genommen. In den Jahren 1918 bis 1927 wurden nicht nur ein Einschnitt für die Gleise ausgehoben und ein Tunnel errichtet, sondern auch der Lauf der Sihl wurde verschoben und aufgrund des darunterliegenden Tunnels angehoben. Dieser Umbau zeigte weitgreifende Folgen für die Weiterentwicklung des Quartiers: Die Hindernisse der Bahnübergänge wurden beseitigt, sodass ein direkter Zugang von der Stadt und von Aussersihl nach Wiedikon und ins Sihlfeld möglich wurde. Ebenfalls wurden grosse Flächen für eine weitere Verstädterung frei, so wandelte sich der neu gewordene Platz über dem Eisenbahntunnel zu einem monumentalen Neuquartier.²⁵⁰ Auf den ehemaligen Bahnarealen und im Gebiet zwischen der Bahnschneise und der Hardstrasse entstanden ab den 1920er-Jahren grosse Wohnbauten der Genossenschaften und der Stadt mit durchgrünten Wohnhöfen und breiten Strassen²⁵¹ (Abb. 16). In den späten 1920er-Jahren bis in die 1930er-Jahre wurden die letzten frei gebliebenen Baublöcke an der Zurlindenstrasse, der Rotachstrasse und der Goldbrunnenstrasse mit genossenschaftlichen Wohnbauten bebaut. An der Zurlindenstrasse baute die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich 1932 mit der Siedlung «Zurlindenstrasse»²⁵² eine der wenigen Wohnsiedlungen des *Neuen Bauens* in Zürich. Diese umfasst zwei Zeilenbauten, die sich nur an einer Seite der dahinterliegenden Hofrandbebauung anschliessen. Sie verfügen über ein

²⁴⁸ Koch/Kurz: Auf der Suche nach dem neuen Zürich, S. 18.

²⁴⁹ Caspar Schärer: Von der Disziplinierung der Stadt zum urbanen Archipel. Genossenschaftsbauten formen das Stadtbild von Zürich, in: Dominique Boudet (Hg.): Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 23–27, hier S. 24.

²⁵⁰ Kurz: Siedlungsentwicklung, S. 17.

²⁵¹ Max Peter: Die Seebahn in Aussersihl und Wiedikon, hg. v. der Ortsgeschichtlichen Kommission des Quartiervereins Aussersihl-Hard, Zürich 2003, S. 26.

²⁵² Nicht zu verwechseln mit der städtischen Siedlung «Zurlinden», ebenfalls an der Zurlindenstrasse.

Flachdach, was die Bausektion für Genossenschaftsbauten damals erst seit Kurzem zuliess. Die Fassade weist keinen Schmuck auf, allein die Balkone gliedern die lang gestreckten Fassaden. Zusammen mit dem auf der anderen Strassenseite liegenden Kindergarten, der kurz zuvor erbaut wurde, bilden die Bauten der Siedlung «Zurlindenstrasse» ein eindrückliches Ensemble des modernen Bauens in Zürich.²⁵³ Eine der beiden Zeilen dieser Genossenschaftssiedlung liegt im Baublock Idastrasse/Gertrudstrasse/Zurlindenstrasse/Eschenwiesenstrasse, in welchem auch das Amerikanerhaus steht. Dieser Baublock bildet keine einheitlich geschlossene Hofrandbebauung wie sonst üblich im Quartier, sondern ist durch die Zeile der Genossenschaftssiedlung «Zurlindenstrasse» und auch auf der Süd-Ost-Seite des Amerikanerhauses geöffnet. Die anderen Liegenschaften folgen aber dem Prinzip der üblichen geschlossenen Quartierbebauung.

In der unmittelbaren Nachbarschaft des Amerikanerhauses liegen vor allem im Nordenwesten historistische Gebäude aus dem 19. Jahrhundert, die als Ausläufer der eklektizistischen Bebauung des Idaplatzes gesehen werden können. Im Südenosten gibt es nur wenige Gebäude, die vor dem Amerikanerhaus entstanden. Der grösste Teil der Bebauung wurde erst in den 1920er- und 1930er-Jahren erstellt. Auch die Gebäude an der nordöstlichen Gertrudstrasse, dort, wo die Siedlung «Zurlindenstrasse» und der Kindergarten stehen, wurden erst in den 1930er-Jahren gebaut.²⁵⁴ Das bedeutet, dass der Baublock Idastrasse/Gertrudstrasse/Zurlindenstrasse/Eschenwiesenstrasse 1916, als das Amerikanerhaus gebaut wurde, noch leer war und die nordöstliche Gertrudstrasse noch nicht gebaut war.

5. Recherche Amerikanerhaus II

Nachdem aufgezeigt wurde, wie sich Zürich städtebaulich entwickelte, wie Aussersihl und die Ebene von Wiedikon sich zu Arbeiterquartieren wandelten und wie der Wohnungsbau reformiert und gelenkt wurde, stellt sich die Frage, wie das Amerikanerhaus in diesem Kontext und auch konkret in seiner geografischen Lage zu verorten ist.

²⁵³ Michael Hanak: Eschenwiesenstrasse 1–4. Gertrudstrasse 27–31. Kalkbreitestrasse 74–78, in: *Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre*, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 49f, hier S. 49.

²⁵⁴ GIS-Browser. Instrument zur Visualisierung der Geodaten des Kantons Zürich. Karte Gebäudealter, <https://maps.zh.ch> [15. März 2018].

5.1. «Das grösste Wohnhaus in Zürich»

Die «Zürcher Wochen-Chronik» berichtete im März 1918 über die Fertigstellung des «*Wohn- und Speisehauses an der Ida-Gertrudstrasse*». Der kurze Absatz wurde schon im Kapitel 3.3. behandelt, in dem es darum geht, wer im Amerikanerhaus wohnte. Der Artikel spricht nämlich von der Erstellung 42 «*billiger, aber doch schöner und bequemer Arbeiterwohnungen*».²⁵⁵ Das dazu abgedruckte Foto zeigt das neu erstellte Gebäude von der Strassenkreuzung Idastrasse/Gertrudstrasse aus, wobei über dem Eingang an der Gertrudstrasse der Schriftzug «Aemtlers-Halle» zu erkennen ist, was bedeutet, dass tatsächlich ein Restaurant im Erdgeschoss des Amerikanerhauses eingerichtet wurde. An der Idastrasse befinden sich, wie in den Ausführungsplänen eingezeichnet, kleine Geschäfte und der grosse Eingang mit Rundbogen, der zu den Wohnungen führt. Darunter ist in der Bildlegende zu lesen: «*Das grösste Wohnhaus in Zürich: <Aemtlers-Halle>, Ecke Gertrudstrasse-Idastrasse in Wiedikon*». Wie schon bei der Besichtigung des Hauses vor Ort, wirkt das Amerikanerhaus aus dieser Perspektive nicht grösser als andere Liegenschaften in der Umgebung, die Bildlegende wirkt daher widersprüchlich. Das Amerikanerhaus weist aber einen rechteckigen Grundriss auf und verbirgt hinter den Fassaden, welche von der Strassenkreuzung aus zu sehen sind, zwei weitere Fassaden, um einen Innenhof angelegt, und ist daher doppelt so gross als es scheint. Nichtsdestotrotz fällt auf, dass gerade im privaten Wohnungsbau vor der Jahrhundertwende grosse Wohnblöcke entstanden, die über ein Geschoss mehr verfügen als das Amerikanerhaus, so beispielsweise die erwähnten eklektizistischen Wohnhäuser an der Strassenkreuzung Bertastrasse/Sihlfeldstrasse/Badenerstrasse (Abb. 17). Auch die erste Wohnkolonie «Limmat I» der Stadt scheint einiges grösser zu sein als das Amerikanerhaus. (Abb. 14) Doch wieso wird das Amerikanerhaus als grösstes Wohnhaus der Stadt bezeichnet? Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass die anderen Wohnkolonien und Wohnbauten über mehrere Eingänge verfügen und daher pro Haus weniger Wohnungen untergebracht sind. Bei der städtischen Siedlung «Limmat I», die 253 Wohnungen aufweist,²⁵⁶ sind das pro Haus

²⁵⁵ Zürcher Wochen-Chronik, S. 100.

²⁵⁶ Walter Mair u.a.: Städtische Siedlung Limmat I. Zürich Industriequartier, hg. v. Finanzdepartement der Stadt Zürich, Zürich 2002, www.stadtzuerich.ch/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen/siedlungen.html [30. Mai 2018].

im Schnitt zehn erschlossene Wohnungen. Auch in der geschlossenen Mietskasernenbebauung wurden kaum mehr als zwei Wohnungen pro Geschoss angelegt,²⁵⁷ was pro Hauseingang maximal zwölf Wohnungen ausmacht. Der Verfasser des Artikels über die Fertigstellung des Amerikanerhauses in der «Zürcher Wochen-Chronik» misst die Grösse eines Wohnhauses anscheinend weder an der Kubatur noch an der Höhe des Gebäudes, sondern an der Anzahl Wohnungen, die pro Hauseingang erschlossen werden. Beim Amerikanerhaus betreten die Bewohnerinnen und Bewohner aller 42 Wohnungen das Haus durch denselben Hauseingang, weshalb das Amerikanerhaus wohl als das grösste Wohnhaus von Zürich bezeichnet wurde.

5.2. Vergleich mit dem kommunalen Wohnungsbau

Es stellt sich die Frage, wie das Amerikanerhaus im Vergleich zu anderen Wohnbauten derselben Zeit ausgestaltet und ausgestattet war. Ein Vergleich mit der städtischen Wohnsiedlung «Zurlinden» liegt hier auf der Hand, da die Wohnbauten etwa zur gleichen Zeit, während des Ersten Weltkriegs, der grossen Wohnungsnot, der Mangelwirtschaft, der hohen Zinssätze und der massiv verteuerten Baumaterialien, erstellt wurden. Beide Bauten befinden sich in der flachen Ebene des Quartiers Wiedikon, das im Gegensatz zu anderen Quartierteilen schon früh verstädtert wurde. Beides sind gemeinnützige Bauten, das Amerikanerhaus wurde von einer Wohnbaugenossenschaft erstellt, die Wohnsiedlung «Zurlinden» von der Stadtgemeinde. Die Grundbedingungen für die Bauten sind somit vergleichbar. Interessant ist, danach zu fragen, wo sich die Bauten in ihren gesamten Anlagen, in den Grundrissen der einzelnen Wohnungen und in der Bewohnerschaft gleichen oder unterscheiden, und weiter, ob sie in die vorgefundenen Stadtstrukturen eingebettet wurden, was sie repräsentieren, wie sich der Wohnkomfort gestaltete und ob Ideale in Bezug auf die Gemeinschaft zu erkennen sind.

Die Stadtgemeinde griff ab 1907 in den Wohnungsmarkt ein, indem sie Bauland aufkaufte, gemeinnützige Baugenossenschaften förderte und selbst zur Bauherrin wurde. Als ab 1916 völlig unerwartet ein grosser Wohnungsmangel eintrat, da der private Wohnungsbau aufgrund der stark verteuerten Baumaterialien und der hohen Zinslast zum

²⁵⁷ Bärtschi: Industrialisierung, S. 501, 503.

Erliegen kam, sah sich die Stadt gezwungen, nach ihrer Pioniersiedlung «Limmat I» und der Siedlung «Rietli» für die Mittelschicht in rascher Abfolge weitere Siedlungen zu bauen, um die Wohnungsnot zu lindern. Neben den Siedlungen «Rebhügel», «Nordstrasse» und «Sihlfeld» entstand so auch die Siedlung «Zurlinden». Als Baufeld diente dafür ein kurz zuvor aus einer Konkursmasse erworbenes Areal beim Zentralfriedhof, das den ehemaligen Friedhof Aussersihl einschloss.²⁵⁸ Zum ersten Mal führte die Stadt als Bauherrin dafür 1916 einen Architekturwettbewerb aus, wenn auch nur beschränkt auf fünf ausgewählte Büros. Die Architekten Robert Bischoff und Hermann Weideli gewannen mit ihrem Projekt. Die Plan sah vor, die Gebäude der Siedlung in die bestehende Stadtstruktur einzugliedern: Bereits bestehende Häuserzeilen wurden zu Blockrandgevierten geschlossen und so die quartiertypische Hofrandstruktur weitergeführt. Zudem wurde die Zypressenstrasse als verlängernde Achse des geometrisch angelegten Zentralfriedhofs weitergeführt. Auf dem Gebiet des ehemaligen Friedhofs Aussersihl wurde ein öffentlicher Park, die Fritschiwiese, angelegt und zur Badenerstrasse hin mit einer weiteren Häuserzeile abgeschlossen.²⁵⁹

Hier ist der erste Vergleich mit dem Amerikanerhaus gegeben. Auch das Amerikanerhaus wurde in die bestehende Struktur der Stadt eingebaut. Obwohl der Baukörper nur an einer Seite mit dem Blockrand verbunden ist, wirkt es doch als Teil dieser Blockrandstruktur, der in das mehr oder weniger orthogonale Strassennetz eingegliedert ist. Beide Gebäude zeigen mit ihrer Eingliederung in die vorgefundenen Stadtstrukturen einen urbanen Charakter. In beiden Fällen wurde nicht versucht, wie bei den städtischen Siedlungen «Limmat I» und «Rietli», ländliche Muster oder gar das Wohnen im Einfamilienhaus zu imitieren. Beide Wohnbauten wurden zudem am damaligen Rand der städtischen Bebauung erstellt, wo unbebaute Flächen dominierten und das rechteckige Raster fortgesetzt wurde.

Die Siedlung «Zurlinden» strahlt eine starke Einheitlichkeit und Geschlossenheit auf, was noch heute auffällt, gerade im Gegensatz zur heterogenen Bauweise der unmittelbaren Umgebung, wo meist jede Parzelle von einem anderen privaten Bauherrn bebaut

²⁵⁸ Walter Mair u.a.: *Städtische Siedlung Zurlinden*. Zürich Wiedikon, hg. v. Finanzdepartement der Stadt Zürich, Zürich 2012, www.stadt-zuerich.ch/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen/siedlungen.html [30. Mai 2018].

²⁵⁹ Glaser: *Wohnsiedlung Zurlinden*, S. 97.

wurde. Die Gebäude der Siedlung «Zurlinden» verfügen über einen grauen Steinsockel und eine Fassade aus hellem Verputz. Einzig die steinernen Fenstereinrahmungen mit den auffälligen Holzstrebenfenstern, die grau gestrichenen Fensterläden und die schmalen Küchenbalkone geben der Fassade eine Struktur. Auffällig sind die als Portal ausgebildeten Hauseingänge, über denen sich ein Schmuckrelief oder auch ein durchgehender Balkon befindet²⁶⁰ (Abb. 15). Auch das Amerikanerhaus setzt sich von der Bebauung des 19. Jahrhunderts rund um den Idaplatz durch seine sparsam, aber wirkungsvoll gestaltete Fassade ab. Die schlichte Putzfassade in heller Farbe steht etwas im Gegensatz zum Mansardendach mit seinen variantenreichen Aufbauten (Abb. 4). Das Haus unterscheidet sich aber wenig von der Bebauung der unmittelbaren Nachbarschaft, der südlichen Idastrasse, die etwas später entstand. Beide Bauten wenden sich in ihrer äusseren Ausgestaltung von der historistischen Bebauung des 19. Jahrhunderts ab, welche Schmuckelemente und Formen aus der ganzen Architekturgeschichte seit der Antike aufgreift und eklektizistisch kombiniert. Die Architektur wandte sich im 20. Jahrhundert vom Historismus ab und orientierte sich an schlichteren Bauformen. Diese sogenannte Reformarchitektur, welche sich vor dem Ersten Weltkrieg formierte, orientierte sich an der Schlichtheit und dem traditionellen Handwerk der ländlichen und der bürgerlichen Bautradition der vorindustriellen Zeit oder an strengen klassizistischen Formen. Kennzeichnend für diese Art des Bauens ist eine bewusste Einfügung ins städtische Gefüge,²⁶¹ wie bei beiden Wohnbauten zu erkennen ist. Gerade die Siedlung «Zurlinden» unterscheidet sich aber auch von der ersten städtischen Siedlung «Limmat I» durch ihre schlichtere Formensprache und die einfachen Walmdächer, was auch mit den überhöhten Baukosten während des Krieges zu erklären ist.²⁶²

Die Siedlung «Zurlinden» verfügt in ihrem Grundtyp vor allem über Dreizimmerwohnungen. Da diese möglichst preisgünstig zu sein hatten, wurde auf Badezimmer verzichtet.²⁶³ Jede Wohnung verfügte aber über eine Toilette und eine geräumige Wohnküche. Die Zimmer sind nutzungsneutral, das heisst, dass alle etwa eine Grösse von

²⁶⁰ Glaser: Wohnsiedlung Zurlinden, S. 92f.

²⁶¹ Kurz: Disziplinierung der Stadt, S. 104f.

²⁶² Koch/Kurz: Auf der Suche nach dem neuen Zürich, S. 20f.

²⁶³ Regula Michel: Zurlindenstrasse 232–237. Badenerstrasse 291–295. Fritschstrasse 2–11/15–19. Zentralstrasse 163–167. Zypressenstrasse 40, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 82.

14 bis 16 Quadratmetern aufweisen. Die Zimmer sind durch einen innen liegenden Korridor, über eine Wohndiele oder über das Wohnzimmer erschlossen und untereinander durch Türen verbunden. Dies ermöglichte eine bessere Beheizung, denn eine Zentralheizung fehlte, und die Wohnungen wurden durch Einzelöfen geheizt. Wohnzimmer und Schlafzimmer sind zum Innenhof hin orientiert, während die Küchen, die Toiletten sowie das dritte Zimmer zur Strasse hin orientiert sind, wo sich auch die Küchenbalkone befinden.²⁶⁴ Die Bäder befanden sich bis in die 1960er-Jahre in jedem Haus im Keller als Gemeinschaftsbad. Erschlossen werden je acht bis zehn Wohnungen durch ein Treppenhaus. Das Amerikanerhaus unterscheidet sich, so fällt als Erstes auf, in der Erschliessung der Wohnungen. Wie oben unter 5.1. gezeigt, verfügt es über nur einen Hauseingang für alle 42 Wohnungen. Dafür reicht ein enges Treppenhaus nicht aus, jedoch eine grosszügige Anlage von breiten Laubengängen und zwei Doppeltreppen. Dies ist das Hauptmerkmal, welches das Amerikanerhaus so einzigartig macht. Im Amerikanerhaus befinden sich insgesamt nur zwei Dreizimmerwohnungen, alle anderen bestehen aus einem oder zwei Zimmern. Alle Wohnungen verfügen über eine Toilette und Wohnküchen oder Anrichtezimmer. Auch hier befanden sich die gemeinschaftlichen Bäder im Keller. Das Haus wird zentral geheizt, was Einzelöfen wie auch Verbindungen zwischen den Zimmern unnötig macht. Die Zimmer werden auch hier über einen internen Korridor oder eine Diele erschlossen. Die Zimmer und Küchen orientieren sich ausnahmslos zur Strasse hin. Zum Laubengang hin sind nur die Dielen und die Toiletten angeordnet. So erweisen sich die Wohnungen in der Siedlung «Zurlinden» als qualitativ besser, weil sie Fenster auf zwei Seiten aufweisen, was die damals als so wichtig empfundene Querlüftung ermöglicht. Im Amerikanerhaus orientieren sich die Wohnungen ausschliesslich nach aussen, sodass einzelne Wohnungen nicht optimal besonnt werden und gegen Norden orientiert sind. Dem Amerikanerhaus blieb aber der grosse Vorteil der Zentralheizung vorbehalten, welche zeitaufwendiges Einfeuern der Einzelöfen überflüssig machte.

Eine grosse Errungenschaft der frühen städtischen Bauten war der grosse druckgrüne Hof. Dieses Merkmal bedeutete eine bessere Wohnqualität, so waren doch viele private Höfe von Wohnbauten mit Gewerbebauten zugestellt. Die Siedlung «Zurlin-

²⁶⁴ Glaser: Wohnsiedlung Zurlinden, S. 100f.

den» verfügt jedoch nicht nur über diese halböffentlichen grossen Innenhöfe, sondern auch noch über die nahe gelegene Fritschiwiese, welche als Spiel- und Erholungsraum geplant wurde. Zusätzlich befanden sich ein Kindergarten, eine Kinderkrippe wie auch ein Lebensmittelgeschäft in der Siedlung.²⁶⁵ Das Amerikanerhaus bildet ebenfalls einen Hof aus. Dieser ist jedoch mit seinen 10,4 auf 12 Meter²⁶⁶ zu klein dimensioniert, um als Erholungsraum nützlich zu sein, er dient eher als Lichthof. Auch eine grössere Grünanlage fehlt in der Umgebung. Die breiten Laubengänge dienen hier als Begegnungszone und Aufenthaltsraum. Pädagogische Einrichtungen fehlen ebenfalls; dafür verfügt es über ein Wirtshaus und kleine Geschäfte. In beiden Wohnhäusern wurden die Ideale der Gemeinschaft somit als wichtig erachtet: im Amerikanerhaus durch die Laubengänge, in der Siedlung «Zurlinden» durch die grossen Grünflächen in den Höfen und ausserhalb der Wohngebäude.

Beide Wohnobjekte wurden für Arbeiter, die unteren Einkommenschichten, geplant. Wie das Kapitel 3.3. zeigt, setzte sich die Bewohnerschaft des Amerikanerhauses nach seiner Fertigstellung vor allem aus Handwerkern, Angestellten und Arbeitern zusammen. So zeigt der Blick ins Adressbuch der Stadt Zürich von 1920 für die Häuser der Siedlung «Zurlinden» ein ähnliches Bild.²⁶⁷ Handwerkern, Angestellte und Arbeiter wohnten hier, wobei der Anteil der Handwerker etwas geringer ist als im Amerikanerhaus; dafür wohnten mehr Angestellte der städtischen Strassenbahn in der Siedlung, was dadurch zu erklären ist, dass die Siedlung «Zurlinden» gleich neben den Gleisen liegt, an der ehemaligen Endstation der Strassenbahn beim Zentralfriedhof, welche 1920 aber bereits bis zum Letzigrund führte.²⁶⁸

Die Siedlung «Zurlinden» wurde in stilistischer wie auch in typologischer Hinsicht wegweisend für den gemeinnützigen Wohnungsbau der 1920er-Jahre. Die kommunalen Wohnbauten wie auch die Genossenschaftsbauten wurden als grosse, ästhetisch einheitlich gestaltete Höfe ausgebaut, welche über weiträumige bepflanzte Innenhöfe verfügen und schlichte Fassaden aufweisen. Auch der Typ Dreizimmerwohnung wurde in

²⁶⁵ Michel: Zurlindenstrasse 232–237. Badenerstrasse 291–295. Fritschistrasse 2–11/15–19. Zentralstrasse 163–167. Zypressenstrasse 40, S. 82

²⁶⁶ Regierungsratsbeschluss Nr. 703, 12. August 1915.

²⁶⁷ Adressbuch der Stadt Zürich 1920.

²⁶⁸ Bosshard/Koller/Peter: Tramgeschichte, S. 186.

der Zwischenkriegszeit immer wieder kopiert, sodass von einem Einheitstyp gesprochen werden kann,²⁶⁹ der das bürgerliche Familienleben in der grossen Siedlung vorgab. Das Amerikanerhaus hingegen fand keine Nachahmung. Sowohl die breiten Laubengänge als Ort der Begegnung als auch der quadratische kompakte Baukörper blieben einzigartig und gerieten nach und nach in Vergessenheit.

5.3. Die Entstehung des Amerikanerhauses und seine Protagonisten

Die Entstehungsbedingungen der Siedlung «Zurlinden» wurden am Anfang des Kapitels 5.2. geschildert. Doch unter welchen Bedingungen wurde das Amerikanerhaus geplant und gebaut? Und wer war daran beteiligt? Diesen Fragen wurde bisher nur am Rande nachgegangen, daher werden sie jetzt ausführlich dargestellt.

Wertvoll für die Rekonstruktion der Geschichte der Entstehung des Hauses ist Tröschs Reportage, die auf der Befragung der Bewohnerinnen und Bewohner des Amerikanerhauses basiert. Einige der ersten Leute, welche dort wohnten, erzählten über das Leben im Haus wie auch über Oskar Schwank, den sie noch persönlich kannten. Von diesem ist nämlich, ausser seinem Patent und seinen Planzeichnungen für das Amerikanerhaus, nichts in den Archiven zu finden. Trösch fand heraus, dass sich Schwank, der die Idee für den speziellen Wohnhausbau hatte und das ganze Unterfangen initiierte, sich zwar zum Bauführer ausbildete, sich aber schon immer als Architekt bezeichnete. So gründete er einmal eine Holzhandlung, kam aber nach deren Konkurs wieder zurück zur Architektur. Ab 1912 schmiedete er Pläne für ein Kommunehaus, das er ein Jahr später patentieren liess.²⁷⁰ Zimmermeister Sager, der auch an der Erstellung des Amerikanerhauses beteiligt war,²⁷¹ erzählte Trösch, dass Schwank den Haustyp erfunden hätte, weil er die Stadtmenschen zum Zusammenleben zwingen wollte.²⁷² Seine Vorstellungen von einer Grosskommune für Zürich waren also sozial geprägt. In der Zeit des Ersten Weltkriegs, als die Auftragslage schlecht war und sich die Wohnungsnot erneut sehr stark zeigte, schien für Schwank die Chance für die Verwirklichung seiner Idee gekommen zu sein. Er sprach mit befreundeten Handwerkern und anderen Interessierten über sein Vorha-

²⁶⁹ Glaser: Wohnsiedlung Zurlinden, S. 120.

²⁷⁰ Trösch: Idastrasse 28, S. 7, 9.

²⁷¹ Protokoll der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich (WSG), Ausserordentliche Generalversammlung, 21. September 1916, in: Stadtarchiv Zürich, Firmenarchiv Brauerei Hürlimann AG, VII.206.H.9.42, Schachtel 791.

²⁷² Trösch: Idastrasse 28. S. 7.

ben²⁷³ und überzeugte diese von seiner unkonventionellen Idee. Dies bezeugen die Pläne für das spätere Amerikanerhaus, welche im März 1915 als erstes Baugesuch eingereicht wurden und bereits mit Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich beschriftet waren. Dass bereits diese ersten vorhandenen Pläne, im Gegensatz zu Schwanks patentierter Idee, Einzelküchen in den Wohnungen aufweisen, macht deutlich, dass bereits über die Ausgestaltung und das Bauprogramm des zukünftigen Wohnhauses diskutiert wurde und die Kommune-Ideen Schwanks stark abgeschwächt wurden. In den Ausführungsplänen wurden dann die letzten von Schwanks sozialen Ideen gestrichen, so die Bibliothek, der Raum für den Concierge und das begehbare Flachdach, bis ein Wohnhaus mit Gaststätte übrigblieb, wie im Kapitel 3.1. aufgezeigt ist. Einzig die breiten Laubengänge verweisen noch auf die ursprüngliche Idee hin, ein Wohnhaus mit gemeinschaftsbildenden Elementen zu bauen. Doch wer ist für diese Abschwächung verantwortlich? Wer sprach sich gegen die küchenlosen Wohnungen und die Gemeinschaftseinrichtungen aus? Diese Fragen lassen sich nicht mit den Plänen im Amt für Baubewilligungen beantworten, sodass eine weitere Recherche nötig ist, um mehr darüber herauszufinden.

Das Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28 wurde nicht von Oskar Schwank persönlich gestellt, sondern von der Wohn- und Speisehausgenossenschaft. Trösch zitiert an wenigen Stellen in seiner Reportage die «Protokolle der Wohn- und Speisehausgenossenschaft 1916–1946», der Ort, an dem sich diese befinden, ist aber nicht angegeben. Wie sich nach langer Suche herausstellte, befinden sich die Unterlagen der Genossenschaft im Privatarchiv der Brauerei Hürlimann AG, das im Zürcher Stadtarchiv aufbewahrt wird. Der ganze Nachlass der «Wohn- und Speisehausgenossenschaft» umfasst zwei Archivschachteln. Darin befinden sich einige Mappen und Umschläge mit Jahresrechnungen der Jahre 1943 bis 1980 sowie ein grosses, schweres Buch mit einem schlichten schwarzen Leineneinband und einer teilweise abgerissenen Etikette, auf welche in Maschinschrift geschrieben ist: «Protokolle der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich» – der gesuchte Protokollband. Trotz der angerissenen Etikette weist der Band von aussen keine übermässigen Gebrauchsspuren auf, ganz im Gegensatz zu den Plänen im Amt für Baubewilligung. Im Innern flattern jedoch einige dünne Durchschlagpapiere

²⁷³ Trösch: *Idastrasse 28*. S. 7.

mit Protokollen und Geschäftsberichten aus den 1930er-Jahren herum, die viele Falten und Eselsohren aufweisen. Ebenfalls befindet sich im Protokollband ein Couvert mit kleinen Stimmrechtszettelchen, vermutlich von den Abstimmungen während der Genossenschaftsversammlungen. Die Protokolle sind bis zum letzten Eintrag in Handschrift geschrieben, ab Mitte der 1920er-Jahre folgen Abschriften der Protokolle auf Durchschlägen in Maschinenschrift. Die Handschrift ist teilweise gut lesbar, doch je länger die Sitzungen dauerten und je strittiger die Diskussionen an den Versammlungen waren, desto schlechter ist die Schrift an diesen Stellen zu entziffern. Die erste Seite ist jedoch schön, fast feierlich mit «Protokoll der Wohn- und Speisehaus-Genossenschaft Zürich in Zürich» beschriftet und beginnt mit der «I. Konstituierenden Generalversammlung vom 11. Januar 1916».²⁷⁴

Anwesend waren an dieser Gründungssitzung neben Oskar Schwank verschiedene Handwerkermeister sowie ein Vertreter der Zentralheizungsfabrik St. Gallen. Schwank eröffnete die Versammlung und gab Auskunft über den Zweck der Genossenschaft, nämlich die Errichtung eines Wohn- und Speisehauses nach seiner patentierten Idee. Ein Bauplatz an der «*Ida-Gertrudstrasse in Zch. 3*» stehe in Aussicht. Dafür sollte eine Genossenschaft aus Handwerkern, Lieferanten und anderen am Bau beteiligten Personen ins Leben gerufen werden, welche dann auch für die Erstellung und den Betrieb des Gebäudes sorgten. In den Vorstand wurden neben Schwank Paul Müller, Inhaber eines Geschäfts für elektronische Anlagen, und Adolf Bopp, ein Bankbeamter, gewählt. Als Rechnungsrevisoren wurden Heinrich Kündig von der Schweizerischen Bodenkreditanstalt sowie Alex Merz, Inhaber eines Baugeschäfts, erkoren.²⁷⁵ In einer folgenden ersten Vorstandssitzung wurde nicht Schwank zum Präsidenten der Genossenschaft erklärt, sondern Müller. Schwank wurde Vizepräsident und Bopp Sekretär.²⁷⁶ Bereits in der zweiten konstituierenden Generalversammlung, als die Arbeitsverträge, die Statuten der Genossenschaft, der Kaufvertrag über den Bauplatz und eine Offerte der Schweizerischen Bodenkreditanstalt besprochen und genehmigt wurden, führte Präsident Müller das

²⁷⁴ Protokoll der WSG, I. Konstituierende Generalversammlung, 11. Januar 1916.

²⁷⁵ Ebd.

²⁷⁶ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 11. Januar 1916.

Wort. Schwank kam laut Protokoll nicht zu Wort.²⁷⁷ Weiter fällt auf, dass alles sehr schnell abgeseget und unter Dach und Fach gebracht wurde. Es scheint, als wären zuvor schon viele Abmachungen getroffen und Dinge festgenagelt worden: so die Findung eines möglichen Bauplatzes, die Anfrage bei der Bodenkreditanstalt, die Suche nach interessierten Handwerkern und die Aushandlung über die Finanzierung des ganzen Unternehmens. Weiter wird deutlich, wenn das Datum der ersten Generalversammlung, Januar 1916, beachtet wird, dass die Genossenschaft erst nach der Einreichung der zwei Baugesuche und deren Bewilligung durch die Bausektion gegründet worden war. Die Entwürfe für den Bau und die Diskussionen, die dazu führten, dass das Haus nicht als Einküchenhaus gebaut werden sollte, sind zum Zeitpunkt der Gründung der Genossenschaft bereits abgeschlossen. So kann anhand der Protokolle der Genossenschaftsversammlungen wie auch aus den anderen Unterlagen der Genossenschaft, welche sich im Stadtarchiv Zürich befinden, nicht eruiert werden, wer aus welchen Gründen für die Verwässerung des einst so unkonventionellen Projekts verantwortlich ist. Die wenigen Erklärungen hierfür, die in der Literatur zu finden sind, müssen daher als Vermutungen gelesen werden. Daniel Kurz erklärt dies in seinem Aufsatz «Kollektive Wohnformen» damit, dass die Baubehörden küchenlose Wohnungen nicht erlaubt hätten, darum sei schon von Anfang an in jede Wohnung eine Küche eingebaut worden.²⁷⁸ Doch wie der Entscheid für das zweite Baugesuch zeigt, genehmigte die Baupolizei aber genau das zweite Eingabeprojekt, das sich am meisten am Vorbild des Einküchenhauses orientierte. Selbst der Regierungsrat sprach sich für die Idee aus. Somit kann davon ausgegangen werden, dass diese Begründung so nicht stimmen kann. Elisabeth Joris sieht in einem kurzen Abschnitt über das Amerikanerhaus im Quellenband «Frauengeschichte(n)» die Frauen für die Verwässerung des Projekts verantwortlich. Auf deren Wunsch hin seien in den Wohnungen Küchen eingebaut worden.²⁷⁹ Woher diese Information stammt, bleibt unklar, ebenfalls wird auch nicht angegeben, welche Frauen genau sich gegen die Zentralküche entschieden hatten. Waren es die Frauen der beteiligten Handwerker? Oder zukünftige Bewohnerinnen? Es bleibt eine Vermutung. Uhlig spricht hingegen von der «Ängstlichkeit der

²⁷⁷ Protokoll der WSG, II. Konstituierende Generalversammlung, 20. Januar 1916.

²⁷⁸ Daniel Kurz: Kollektive Wohnformen, in: Margrit Hugentobler/Andreas Hofer/Pia Simmendinger (Hg.): Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen. Ein Modellfall aus Zürich, Basel 2015, S. 34–39, hier S. 37.

²⁷⁹ Joris: Frauenorganisationen, S. 453.

Anteilseigner»²⁸⁰ was vermutlich auch der Fall war. Trösch, der mit den ersten Bewohnerinnen und Bewohnern und auch mit einem ehemaligen Genossenschaftler sprach, kommt zum Schluss, dass die Genossenschaftler der Ansicht waren, dass sich küchenlose Appartements schlecht vermieten liessen und daher die patentierte Idee Schwanks abgeschwächt wurde. Erst hätten die Genossenschaftler gefordert, in den grösseren Wohnungen Küchen einzubauen, dann in allen Wohnungen.²⁸¹ Diese renditeorientierte Haltung gegenüber dem Bau zeigt sich auch später, als das Haus bereits im Bau war und Präsident Müller und Sekretär Bopp den Antrag stellten, ein Ziegeldach statt das von Schwank projektierte Flachdach zu erstellen, weil das Ziegeldach als zusätzliches Wohngeschoss ausgebaut werden und damit die Rendite gehoben werden könne.²⁸² Es scheint so, als wäre Schwank seit der Gründung der Genossenschaft nicht mehr tonangebend, obwohl die Idee und die Initiative von ihm ausgingen. Schnell wurde das Projekt vom Bankbeamten Bopp und vom Elektro-Unternehmer Müller übernommen. Die Genossenschaftler schienen womöglich tatsächlich konservativer gewesen sein, als es auf den ersten Blick scheint.

Werden nochmals die Pläne des Baubewilligungsprozesses aus Kapitel 3 zur Hand genommen, dann zeigt sich, dass Schwank sich nicht so schnell übergehen liess, wie es vielleicht in den Protokollen der Genossenschaft den Anschein macht: Im ersten abgelehnten Baugesuch zeichnete Schwank ein Haus, das die Handwerker, welche an der Teilnahme des Projekts interessiert waren, zufrieden stellte: im Erdgeschoss ein Restaurant, eine Markthalle sowie Wohnungen auf der von der Strasse abgewandten Seite. In den Obergeschossen zeichnete er Wohnungen mit zwei oder drei Zimmern und Küche, teilweise mit Loggia oder Erkerzimmer, ein. Das Projekt verfügt zwar über den glasüberdachten Hof, die breiten Laubengänge und das Flachdach, konkretere Hinweise auf ein Einküchenhaus fehlen aber, sowie küchenlose Wohnungen oder Gemeinschaftseinrichtungen. Die Fassade ist reich geschmückt, mit einem massiven Sockelgeschoss und Schmuckelementen an den Balkonen, den Erkern und den Dachaufbauten. Vermutlich so, wie es sich ein konservativer Investor wünschte. Das Untergeschoss weist einen Bierkeller auf, was darauf schliessen lässt, dass ein Restaurant geplant war.

²⁸⁰ Uhlig: Kollektivmodell Einküchenhaus, S. 38.

²⁸¹ Trösch: Idastrasse 28, S. 9.

²⁸² Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 9. März 1916 und Ausserordentliche Generalversammlung, 12. April 1916.

Die zweiten Baueingabe einige Monate später zeigt, dass Abänderungen am Projekt vorgenommen wurden, aber nicht nur diejenigen, welche die Bausektion beim ersten Projekt rügte. Schwank, so scheint es, hatte zu diesem Zeitpunkt vermutlich genügend Interessierte gefunden, welche bereit waren, dieses Bauprojekt umzusetzen und eine Genossenschaft zu gründen. Es schien nicht mehr nötig zu sein, die Beteiligten von den Vorzügen des Hauses, das womöglich eine gute Rendite abwerfen würde, zu überzeugen. Für Schwank war dies der Moment, das Projekt wieder seiner Ursprungsidee anzunähern: Das Restaurant ist als Speisesaal gekennzeichnet, es gibt einen Raum für einen Concierge und eine Bibliothek anstelle der Erdgeschosswohnungen. Der Hof ist als Gärtchen ausgestaltet, fast genau so wie auf dem kleinen Plan in seinem Patent. Die Wohnungen in den Wohngeschossen sind kleiner, nun dominieren Ein- und Zweizimmerwohnungen. Möglicherweise stand hinter der Idee, dass die Gemeinschaftsräume weniger grosse Privatwohnungen erfordern würden. Ein Plan des Untergeschosses fehlt leider, so ist nicht zu eruieren, ob hier noch immer ein grosser Bierkeller geplant war. Die Fassade wurde stark vereinfacht, der Schmuck fehlt, und die Dachaufbauten sind vereinfacht. Dies ist vermutlich aber aus der kriegsbedingten Situation zu erklären. Dieses Baugesuch, das am stärksten der Kommune-Idee Schwanks gleicht, wurde von der Bausektion und vom Regierungsrat genehmigt. Wie in Kapitel 3.1. aufgezeigt wurde, ist im Entscheid des Regierungsrates sehr ausführlich darüber berichtet, worin der Zweck des Hauses lag. Womöglich sah Schwank auch hier die Gelegenheit, sein Ideal für das projektierte Haus zu betonen und bekannt zu machen, was für eine grandiose Idee er hegte. Schwank war es nämlich, der den Antrag an den Regierungsrat formulierte und über den Zweck des Baus Bescheid gab.²⁸³ Es scheint, als versuchte er, nachdem er die Beteiligten für die Realisierung des Baus zusammenhatte, nochmals sein patentiertes Konzept ins Projekt einfließen zu lassen, das er im ersten Baugesuch, womöglich aus Rücksicht gegenüber den anderen Beteiligten, nicht so stark hervorscheinen liess. Die Ausführungspläne unterscheiden sich dann jedoch nochmals stark von den bewilligten Plänen des zweiten Baugesuchs und lassen alle Hinweise auf das Einküchenhaus, wie es im Patent ausgestaltet ist, wieder verschwinden. Kein Raum für einen Concierge, keine Bibliothek, wieder ein leerer Lichthof,

²⁸³ Regierungsratsbeschluss Nr. 703, 12. August 1915.

dieses Mal auch ohne gläserne Überdachung, ein Restaurant statt eines Speisesaals und, am auffälligsten, ein Walmdach, als zusätzliches Wohngeschoss ausgebaut an der Stelle des begehbaren Flachdachs.

In den Protokollen der Wohn- und Speisehausgenossenschaft nimmt das Verhältnis zwischen der Genossenschaft und dem Architekten Schwank viel Platz ein. Viel zu reden gaben die Differenzen zwischen den Parteien. Auf der einen Seite Schwank, der an seiner ursprünglichen ideologischen Idee festhielt, auf der anderen Seite der Vorstand, welcher sich um das Voranschreiten der Bauarbeiten und die finanzielle Lage sorgte. So weigerte sich Schwank nicht nur, das Glasdach über dem Innenhof und die Bibliothek aus den Plänen zu streichen sowie ein Walmdach anstelle des begehbaren Flachdachs zu zeichnen,²⁸⁴ er wurde auch für sein Verhalten und seine mangelhafte Arbeit gerügt. So berechnete Schwank den Abstand zum Nachbargrundstück falsch, weil er die Hauskante auf die Strassengrenze und nicht auf die Baulinie setzte. Da der Aushub bereits weit fortgeschritten war, musste, um die Abstände einhalten zu können, ein Stück des noch nicht bebauten Nachbargrundstücks dazugekauft werden.²⁸⁵ In einer weiteren Sitzung musste er sich anhören, dass noch kein Linoleum gekauft sei, obwohl die Preise stark stiegen, und dass noch keine Verträge mit dem Schreinermeister Köhler abgemacht seien.²⁸⁶ Windler, der Angestellte Schwanks, beschwerte sich über dessen ständige Abwesenheit und sagte, dass er nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten wolle. Schwank wurde vom Vorstand beschuldigt, von Anfang an seine Pflicht gegenüber der Genossenschaft nicht erfüllt zu haben, und mehrere Handwerker kritisierten die stets ausstehenden und verspäteten Planlieferungen von Schwank.²⁸⁷ Zehntner, der Inhaber einer Balkenfabrik, beschwerte sich, dass Schwanks Pläne viele Fehler aufwiesen und dass Schwank aus Mangel an Kenntnissen stets das Gegenteil getan habe von dem, was eigentlich angebracht gewesen sei. Zehntner warf Schwank zudem vor, dass er gar kein richtiger Architekt sei.²⁸⁸ Nach einem Mahnbrief wurde Schwank zuerst aus dem Vorstand ausgeschlossen und

²⁸⁴ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 9. März 1916 und Erweiterte Vorstands-Sitzung, 22. März 1916.

²⁸⁵ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 11. Februar 1916.

²⁸⁶ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 16. März 1916.

²⁸⁷ Protokoll der WSG, Ausserordentliche Generalversammlung, 12. April 1916.

²⁸⁸ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 27. April 1916.

dann als Bauführer abberufen.²⁸⁹ Schliesslich erhielt er dafür eine Abfindung von 2000 Franken und 1500 Franken in Anteilsscheinen der Genossenschaft. Protokolliert wurde nach Abschluss dieser Angelegenheit: *«Damit hat ein unliebsame Affäre ohne gerichtliche Beihilfe ihren Abschluss gefunden. Die Genossenschaft kann sich gratulieren, von dieser lie-derlichen Bauleitung losgekommen zu sein.»*²⁹⁰

In den Protokollen ist neben dieser Affäre von der kriegsbedingten Materialknappheit und den steigenden Preisen für Baumaterialien die Rede. So wird häufig um den vereinbarten Preis gestritten, oder das Fehlen von Baumaterialien wurde diskutiert, was das Fortschreiten der Bauarbeiten verzögerte und verteuerte. Im weiteren Verlauf zeigte sich, dass der Bau einiges teurer zu stehen kam als erwartet. Die Bodenkreditanstalt genehmigte der Genossenschaft einen weiteren Kredit, doch um den Konkurs abzuwenden, mussten auch die Genossenschafter dafür aufkommen. Die Finanzierung des ganzen Unternehmens wurde nämlich nicht ausschliesslich von der Bodenkreditanstalt finanziert. So bestanden besondere Arbeitsverträge mit den am Bau beteiligten Handwerkern, die sich verpflichten mussten, Genossenschafter der Wohn- und Speisehausgenossenschaft zu werden, und dass der Aufwand ihrer Arbeiten nur zu 70 Prozent in bar bezahlt werde. Die restlichen 30 Prozent wurden in Anteilscheinen der Genossenschaft vergütet. Als die Genossenschaft in eine schwierige finanzielle Lage geriet, wurde beschlossen, lediglich 60 Prozent auszuzahlen und 40 Prozent in Anteilscheinen zu vergeben.²⁹¹

Die Rechnung ging auf: Im Frühjahr 1917 zogen die ersten Mieterinnen und Mieter ein,²⁹² und bereits 1927 konnte die Genossenschaft einen Gewinn verzeichnen und die gesamten Handwerkerschulden abbezahlen.²⁹³ Damit wurde aber bereits ein neues Kapitel der Geschichte der Genossenschaft und des Amerikanerhauses aufgeschla- gen: Wie Trösch nämlich herausfand, war es nicht im Sinn der Handwerker, jemals selbst im vollendeten Bau zu wohnen.²⁹⁴ Auch das Adressbuch von 1918 zeigt für die

²⁸⁹ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 6. April 1916, Ausserordentliche Generalversammlung, 12. April 1916 und Vorstands-Sitzung, 27. April 1916.

²⁹⁰ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 2. Juni 1916.

²⁹¹ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 26. Juni 1916 und Ausserordentliche Genralversammlung, 25. Mai 1917.

²⁹² Trösch: Idastrasse 28, S. 10.

²⁹³ Geschäftsbericht der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich (WSG), 1927, in: Stadtarchiv Zürich, Firmen- archiv Brauerei Hürlimann AG, VII.206.H.9.42, Schachtel 792.

²⁹⁴ Trösch: Idastrasse 28, S. 7.

Idastrasse 28 keinen Namen der an der Genossenschaft beteiligten Handwerker.²⁹⁵

Als die Genossenschaft zum ersten Mal einen Gewinn verzeichnete und ihre Schulden abbezahlte, waren die beteiligten Handwerker nicht mehr an die Genossenschaft gebunden und konnten ihre Anteilscheine verkaufen. Dies geschah dann auch, wie das Protokoll der ausserordentlichen Generalversammlung vom Mai 1930 zeigt. Diese wurde einberufen, da die Anteilscheine mittlerweile nicht mehr auf mindestens zwölf verschiedene Genossenschafter verteilt waren, sondern in den Besitz von vier Gesellschaften gerieten: zwei Immobiliengenossenschaften, eine Hotelgenossenschaft sowie die Löwenbräu Zürich AG.²⁹⁶ In den 1940er-Jahren erwarb die Löwenbräu dann alle 440 Anteilscheine und war somit alleinige Genossenschafterin. Diese Umstände zwangen sie, die Wohn- und Speisehausgenossenschaft in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, was das Ende der Genossenschaft einläutete. Ab 1946 wurde das Amerikanerhaus nicht mehr von gleichberechtigten Mitgliedern verwaltet, sondern von der Immobiliengesellschaft Aemtlerhalle AG, welche im Besitz der Löwenbräu war.²⁹⁷

Deutlich wird daraus, dass die Genossenschafter von Anfang an kein Interesse an experimentellen Wohnformen hatten, dass allein die grosse Arbeitslosigkeit im Baugewerbe und die Situation des Wohnungsmarktes sie zu diesem Unterfangen mit fragwürdigen Arbeitsverträgen und einer ebensolchen Finanzierungspraktik drängten. Dies ist auch der Grund, wieso das einst so revolutionäre Wohnbauprojekt zwar gebaut, aber stark konventionalisiert wurde. Es war nicht ein Milieu von fortschrittlich denkenden Unternehmern, Reformern oder Vertretern der Stadt gewesen, welche das Projekt aufgrund seiner sozialen Ideen förderten, sondern allein die schlechte wirtschaftliche Lage und die besondere Situation im Krieg mit Wohnungsnot.

Doch die Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses schien dies nicht zu kümmern, so berichte beispielsweise Frau Müller, eine der Ersten, die im Haus wohnten, dass alle stolz auf die Zentralheizung gewesen seien. Solche gab es damals für gängige Arbeiter- und Angestelltenwohnungen kaum. Frau Müller erzählte Trösch auch, dass sie oft Besuch bekommen habe, der nur wegen der Einzigartigkeit des Hauses gekommen sei und mit

²⁹⁵ Adressbuch der Stadt Zürich 1918.

²⁹⁶ Protokoll der WSG, Ausserordentliche Genralversammlung, 19. Mai 1930.

²⁹⁷ Protokoll der WSG, Ausserordentliche Genralversammlung zugleich Schlussversammlung der Genossenschafter, 19. September 1946.

offenem Mund durch die komplizierten Gänge und Treppenhäuser geirrt sei. Auf den Laubengängen und in den Treppenhäusern hätte man sich auch getroffen und sich ausgetauscht. Auch das Restaurant diente am Anfang, ganz im Sinne Schwanks, als Treffpunkt. Die ersten Wirte der «Aemtlers-Halle» wie das Restaurant damals hiess, hätten die Bewirtung der Hausbewohnerinnen und -bewohner gefördert. Frau Ochsner, die seit 1923 im Amerikanerhaus wohnte, erzählte, dass man sich am Abend dort traf.²⁹⁸ Die erste Mieterschaft des Amerikanerhauses erlebte ein reges Gemeinschaftsleben. Frau Ochsner war mit rund einem Viertel der Hausbewohnerinnen und -bewohner «duzis», und alle von Trösch Befragten erzählten von den Festen, die sie auf den Gängen gefeiert hätten, und wie sie dort getanzt hätten. Jeder hätte einfach einen Stuhl aus seiner Wohnung mitgebracht. Manchmal hätten sie so lange gefeiert, bis die Polizei gekommen wäre. Andere ärgerten sich aber über das «allwöchentliche Gelage» auf den Gängen. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe sich das Gemeinschaftsleben im Haus verändert, es gab weniger gemeinsame Feste und Anlässe. Frau Ochsner erzählte, dass viele Südländer eingezogen wären, mit denen die Alteingesessenen nicht so warm geworden wären.²⁹⁹

Auf Oskar Schwank waren viele der von Trösch befragten Bewohnerinnen und Bewohner und Beteiligten des Hauses nicht gut zu sprechen. Kein Wunder nach dem Debakel, das er anrichtete. Sie beschrieben ihn als eine stattliche Erscheinung, mit blondem Bürstenschnitt und Schnäuzchen. Stets perfekt gekleidet, jedoch unzivilisiert, wenn er getrunken hätte. Trösch schrieb ihm eine merkwürdige Mischung von Menschenliebe und Ausnützererei zu und bezeichnete ihn als «einsamen Säufer».³⁰⁰ Das klingt ganz anders als die vielen kurzen Erwähnungen des Amerikanerhauses, in denen er stets als Sozialreformer oder als Architekt bezeichnet wird. Auf der Baustelle oder in der Nähe des fertiggestellten Hauses hat ihn nach seiner Abberufung niemand je wieder gesehen. Er zog, so schreibt Trösch, zu seinem Bruder nach Kehrsatz bei Bern und heiratete ein drittes Mal. Doch auch diese Ehe hätte nicht lange gehalten. Er starb 1951 im Alter von 76 Jahren in Bern. Mehr ist über ihn nicht in Erfahrung zu bringen.

Die teilweise zufällig erscheinenden Umstände, welche den Entstehungsprozess des

²⁹⁸ Trösch: *Idastrasse 28*, S. 10.

²⁹⁹ *Ebd.*, S. 11, 30.

³⁰⁰ *Ebd.*, S. 7, 30.

Amerikanerhauses prägten, wie auch die etwas ominöse Person Schwank, das fragwürdige Finanzierungskonzept und die Löwenbräu, welche das Haus später als Aktiengesellschaft verwaltete, unterscheiden sich einerseits von den geordneten und geregelten Umständen, unter denen die städtische Siedlung «Zurlinden» entstand, andererseits aber auch von den strikten Vorgaben der städtischen Wohnbauförderung der Genossenschaften. Somit ist es fragwürdig, ob die Wohn- und Speisehausgenossenschaft überhaupt je finanziell von der Stadt unterstützt wurde oder ob sie von speziellen Fördermassnahmen profitierte. Keines der entsprechenden Kriterien wurde nämlich erfüllt: Das Bauland an der Idastrasse, Ecke Gertrudstrasse wurde der Genossenschaft nicht von der Stadt zu einem tiefen Preis zur Bebauung verkauft, sondern gehörte dem ebenfalls an der Genossenschaft beteiligten Baumeister Egli. Von ihm wurde auch das fehlende Teilstück zugekauft, das aufgrund der Falschberechnung Schwanks zur Einhaltung der Grenzabstände nötig war.³⁰¹ Das Darlehen wurde der Wohn- und Speisehausgenossenschaft nicht von der Stadt Zürich selbst gewährt, sondern von der privaten Schweizerischen Bodenkreditanstalt, die seit 1903 Teil der Schweizerischen Kreditanstalt war.³⁰² Die Stadt Zürich übernahm auch keine Genossenschaftsanteile der Wohn- und Speisehausgenossenschaft; diese wurden ausschliesslich von den am Bau beteiligten Handwerkern übernommen. Da die Genossenschaft nicht von diesen Vorzügen der städtischen Wohnbauförderung profitierte, mussten die Pläne auch nicht zusätzlich von den Stadtbehörden bauästhetisch abgesehnet werden. Die Baubewilligung der Bausektion und der Ausnahmeentscheid des Regierungsrats reichten aus. Die Wohn- und Speisehausgenossenschaft verpflichtete sich daher auch nicht zur Kostenmiete, sodass schon bald ein Gewinn als Dividende ausbezahlt wurde.³⁰³ Wie vermutet, wird die unterbliebene Unterstützung durch die Stadt im «Inventar der durch die Stadt geförderten Wohnbauten 1907–1989» bestätigt, welches alle städtisch geförderten Wohnbauten dokumentiert.³⁰⁴ Das Amerikanerhaus sowie die Wohn- und Speisehausgenossenschaft sind darin nicht aufgeführt. Der Schutz der von der Stadt geförderten Genossenschaftsbauten gegen Spekulation war hier nicht gegeben. Daher

³⁰¹ Protokoll der WSG, Vorstands-Sitzung, 11. Februar 1916.

³⁰² Barbara Bonhage: Schweizerische Bodenkreditanstalt. Aussergewöhnliche Zeiten bringen aussergewöhnliche Geschäfte, hg. v. der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2001, S. 16.

³⁰³ Protokoll der WSG, Ordentliche Generalversammlung, 5. März 1929.

³⁰⁴ Michael Koch/Mathias Somandin/Christian Süssstrunk: Kommunal- und Genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich. Ein Inventar der durch die Stadt geförderten Wohnbauten 1907–1989, hg. v. Finanzamt und Bauamt II der Stadt Zürich, Zürich 1990.

konnte die Löwenbräu Zürich AG zur alleinigen Genossenschafterin werden und so die Wohn- und Speisehausgenossenschaft in die Immobiliengesellschaft Aemtlerhalle AG umwandeln.

5.4. Die Rolle der Brauerei

Nach den beschriebenen Veränderungen innerhalb der Genossenschaft und der Auflösung derselben, kommt die Frage auf, wieso die Löwenbräu überhaupt Teil der Wohn- und Speisehausgenossenschaft war. Antworten darauf finden sich auch hier in den Unterlagen der Wohn- und Speisehausgenossenschaft im Stadtarchiv Zürich. In den Jahresrechnungen findet sich jeweils auch ein Genossenschafterverzeichnis, wobei das erste im Jahr 1924 erstellt wurde. Bereits in diesem ist die Löwenbräu, damals noch Actien-Brauerei, mit 24 Anteilscheinen vertreten. Doch woher rührt dieses Interesse der Brauerei am Amerikanerhaus? Im Geschäftsbericht von 1929 ist zu lesen, dass die Löwenbräu einen entgegenkommenden Beitrag von 1500 Franken an die neue Kühlanlage in der Gaststätte geleistet habe.³⁰⁵ Ein Jahr später, als die Löwenbräu das grösste Paket von Genossenschaftsanteilen ankaufte, wurde an der ausserordentlichen Generalversammlung erwähnt, dass die Löwenbräu vor allem bestrebt wäre, *«für die Beibehaltung und gute Führung des vorhandenen Wirtschaftsbetriebes zu sorgen, um sich so eine gute Absatzstelle zu sichern und zu erhalten»*.³⁰⁶ Dieses Verhalten war charakteristisch für Brauereien. Um ihren Absatz zu sichern, gewährten sie den Wirten Kredite für die Einrichtung und die Instandhaltung ihrer Wirtschaften. Mehr und mehr begannen die Brauereien, in grossem Stil auch Liegenschaften mit Wirtschaften zu erwerben. So konnte nach dem möglichen Konkurs eines Wirts die Stilllegung des Gastgewerbebetriebs und damit des Bierausschanks vermieden werden.³⁰⁷ Welchen Stellenwert dieser Liegenschaftsbesitz einer Brauerei hatte, illustriert die Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen der Bierbrauerei Uetliberg von 1898,³⁰⁸ in welcher Abbildungen und die Geschichten der Liegenschaften, die im Besitz der Brauerei waren, den grössten Teil des BÜchleins einnehmen.

³⁰⁵ Geschäftsbericht der WSG 1929.

³⁰⁶ Protokoll der WSG, Ausserordentliche Generalversammlung, 19. Mai 1930.

³⁰⁷ Bier und Bierbrauen in Zürich. Begleitpublikation zur Ausstellung des Stadtarchives Zürich in Zusammenarbeit mit dem Firmenarchiv der Brauerei Hürlimann AG im Haus «zum unteren Rech», Zürich 1989, S. 26.

³⁰⁸ Bierbrauerei am Uetliberg. Zürich III Wiedikon. Den Freunden der Bierbrauerei am Uetliberg gewidmet zum 25-jährigen Jubiläum, Zürich 1898.

Die Löwenbräu vermietete die Wohnungen im Amerikanerhaus an ihre Mitarbeiter. So auch an Michelangelo Morelli, den Vater von Rachele Morelli, der Präsidentin der Michelangelo-Morelli-Immobilien AG, der heutigen Besitzerin des Amerikanerhauses. Er arbeitete seit den 1960er-Jahren bei der Löwenbräu und bekam eine Dienstwohnung an der Idastrasse 28 zugewiesen. Der Südtaliener war einer der «Südländer», von denen die alteingesessene Bewohnerin Frau Ochsner in den 1970er-Jahren berichtete, dass sie mit denen nicht warm würden.³⁰⁹ Ähnliche Umstände beschrieb auch Rachele Morelli: Ihre Eltern wären die einzigen Nichtschweizer im Haus gewesen, die anderen Bewohnerinnen und Bewohner seien alle schon etwas älter gewesen und hätten die italienische Familie lange nicht akzeptiert. Ihre Mutter hätte sie stets ermahnt, leise zu sein und auf den Laubengängen nicht herumzuspringen, um die Nachbarn nicht zusätzlich zu verärgern.³¹⁰

1984 wurde die Löwenbräu Zürich AG von der Brauerei Hürlimann AG übernommen, und so fielen auch alle Liegenschaften in den Besitz der Hürlimann. Deshalb befinden sich die Unterlagen der Wohn- und Speisehausgenossenschaft auch im Privatarchiv der Brauerei Hürlimann. In diesem finden sich unter der Teilsignatur H. «übernommene Brauereien» unter H.9. «Löwenbräu Zürich AG» und unter H.9.42 «Beteiligungen und Liegenschaften». Hier befinden sich die Protokolle und die Rechnungsbücher des Amerikanerhauses. Morelli erzählte, dass die Brauerei Hürlimann AG in den 1990er-Jahren mit der Brauerei zum Feldschlösschen fusionierte, woraus die Feldschlösschen-Hürlimann Holding entstand. Im Jahr 2000 wurde diese von der dänischen Carlsberg AG übernommen. Die Immobilien wurden jedoch von der Real Estate Group übernommen, welche schliesslich 2004 mit der PSP Swiss Property fusionierte und zur grössten Schweizer Immobilienfirma wurde. Wie Morelli berichtete, stiess die Firma damals alle Immobilien, die zu wenig Rendite abwarfen, ab. So ergab sich für die Familie Morelli die Gelegenheit, das Haus zu erwerben. Michelangelo Morelli führte schon seit den 1970er-Jahren die Michelangelo-Morelli-Getränke AG, welche dann um die Michelangelo-Morelli-Immobilien AG erweitert wurde.³¹¹ Die Familie führt auch das Restaurant «Aemtler-Halle», das nun aber nach seinem Wirt «Da Michelangelo» benannt ist.

³⁰⁹ Trösch: Idastrasse 28, S. 30.

³¹⁰ Gespräch mit Rachele Morelli, 6. Juni 2018.

³¹¹ Ebd.

Bis heute wurde am Haus wenig verändert. 1928 wurde die Verglasung der Öffnungen der Laubengänge zum Hof beschlossen, um Heizkosten zu sparen, was dann zwischen 1929 und 1931 ausgeführt wurde.³¹² Der Gastraum des Restaurants wurde über die Jahre Stück für Stück erweitert, bis nur noch drei der ursprünglich sechs Geschäfte an der Idastrasse übrigblieben. Seit 1992 stehen die Strassen- und die Hoffassaden mit ihren architektonischen und gestalterischen Elementen sowie die Dachflächen und ihre Aufbauten unter Denkmalschutz. Im Innern sind vor allem der Erschliessungsbereich, also das Treppenhaus und die Laubengänge, die Anzahl der Wohneinheiten, die Lage der Trennwände zwischen den Wohnungen und die Grossküche im Erdgeschoss geschützt. Die Wohnungen wurden nach und nach mit Badezimmern ausgestattet. 1992, als das Haus unter Denkmalschutz gestellt wurde, waren die Gemeinschaftsbäder im Keller noch immer in Betrieb,³¹³ und bis heute sind die Beschriftungen der Badezimmer sichtbar, auch wenn sie langsam ausbleichen. Eine alte Badewanne steht ebenfalls noch dort. Seit der Beruhigung der nahe gelegenen, einst stark befahrenen Weststrasse und der damit verbundenen Aufwertung des Quartiers sind die Wohnungen sehr begehrt. Aufgrund der kleinen Wohnungsgrössen wohnen heute hauptsächlich junge Alleinstehende im Haus. Wie Morelli bemerkte, wohnen diese gerne dort und würden erst ausziehen, wenn sie sich verliebt hätten, da die Wohnungen für den heutigen Standard für zwei Personen zu klein seien.³¹⁴

6. Schlussbetrachtung

Nach dieser Darstellung lässt sich zusammenfassen, dass die Ideen der Frühsozialisten mit ihren grossen Wohnkomplexen, durchzogen mit Rues Intérieures, Balustraden, Innenhöfen und Platzanlagen, sowie ihrem grossen Ideal der Gemeinschaft nachhaltigere Wirkung auf Nachahmung wie auch auf das Amerikanerhaus hatten als die bürgerlichen Einküchenhäuser, die für kurze Zeit in einigen europäischen Städten als solche betrieben wurden. Die Utopien Fouriers, wie die Auflösung der Familie und seine gigantischen Baupläne, fanden in diesen Dimensionen nicht statt, doch sie inspirierten viele Wohn-

³¹² Protokoll der WSG, Ordentliche Genralversammlung, 22. März 1928.

³¹³ Dangel: Idastrasse 28, S. 143.

³¹⁴ Gespräch mit Rachele Morelli, 6. Juni 2018.

und Gemeinschaftsexperimente auf der ganzen Welt und bewirkten Reformen nicht nur im Wohnungsbau, sondern auch bei den Arbeitsbedingungen in den Fabriken des 19. Jahrhunderts. Die Zentralküche, welche von den Einküchenhäusern aufgenommen wurde, scheint dabei aber nur ein Aspekt einer gesamten Kollektivierung des Wohnens und Arbeitens zu sein.

Theorien und Vorstellung einer kollektiven Hauswirtschaft, in Amerika oder in Europa, beziehen sich zwar teilweise auf die Frühsozialisten. Sie setzen den Fokus aber klar auf die Zusammenlegung der Hausarbeit und sind vorwiegend mit feministischen Forderungen verbunden. Die Gemeinschaften, welche bei den Konzeptionen der Frühsozialisten so wichtig waren, gerieten bei diesen Theorien in den Hintergrund. Nicht eine Kritik an der Gesellschaft, den Besitzverhältnissen und den Arbeitsbedingungen steht im Vordergrund, sondern die wirtschaftliche Gleichberechtigung von Frau und Mann sowie eine Zentralisierung und eine Professionalisierung der Arbeit, welche in den Produktionsbetrieben längst angestrebt oder bereits vollendet wurde. Die bürgerlichen Einküchenhäuser in Kopenhagen, Stockholm und Berlin lassen sich auf genau diese Forderungen zurückführen. Sie waren in ihrer Praxis aber mehr darauf ausgerichtet, die Hauswirtschaft zu kollektivieren, um Kosten und Arbeit zu sparen. Dass die Einküchenhäuser damals realisiert wurden und vorerst auch Anklang fanden, dafür ist die Dienstbotennot nicht zu unterschätzen. Das Einküchenhaus löste dieses Problem dadurch, dass sich die Arbeitsbedingungen der Hausangestellten durch Zentralisierung, maschinelle Hilfe und Arbeitsteilung verbesserten und sich mehrere Familien Dienstboten und daher die Kosten dafür teilen konnten. Der Grundriss und die Fassadengestaltung der Einküchenhäuser entsprach dagegen den üblichen Wohnbauten der Zeit und stellten keine Neuorganisation des Wohnungsgrundrisses und somit der Wohngewohnheiten dar. Geteilt wurde ausschliesslich die von Dienstboten erledigte Hausarbeit. Die Familie blieb in der privaten Wohnung, und das Leben im Einküchenhaus konnte genauso anonym sein wie in jedem anderen städtischen Mietshaus. Das Einküchenhaus setzte sich nicht als Reform im Wohnungsbau durch und blieb eine Randerscheinung. Gerade nach dem Ersten Weltkrieg wurde das «Problem des Haushalts» durch Rationalisierung statt Zentralisierung gelöst, was die Emanzipationsbestrebungen der Frauen zurückwies.

Die Definition des Einküchenhauses bleibt undeutlich. Nicht nur aufgrund der unterschiedlichen Ausgestaltungen der verschiedenen Häuser und die Abgrenzung zu verwandten Wohnhaustypen wie dem Ledigenheim, selbst die sprichwörtliche Deutung, ein Haus mit nur einer Küche, trifft nicht vollständig zu. So verfügten fast alle Wohnungen in Einküchenhäusern über ein Anrichtezimmer, eine Kochgelegenheit oder eine Wirtschaftsnische. Die Grenzen zu einer voll ausgestatteten Küche oder zu einer Einrichtung, die als Küche zu bezeichnen ist, sind undeutlich.

In Zürich bestand am Anfang des 20. Jahrhunderts kein Milieu für experimentellen Wohnungsbau. Die schnelle Verstädterung seit der Mauerschleifung wurde vorerst vor allem den privaten Bauspekulanten überlassen. Der kommunal gelenkte Wohnungsbau des frühen 20. Jahrhunderts setzte dann primär auf durchgrünte Quartiere mit Wohnungen für die Unterschichten, in welchen nur ein konventionelles Kleinfamilienleben möglich war. In der Zwischenkriegszeit wurde diese Strategie durch die Überbauung mit grossen Wohnhöfen ergänzt, welche mit durchgrüntem Innenhöfen Raum der Gemeinschaft zur Verfügung stellten, deren standardisierte Dreizimmerwohnungen aber kaum Platz für alternative Wohnformen zuließen.

Das Amerikanerhaus lässt sich nicht so richtig in die Tradition der Einküchenhäuser einreihen, wie auch nicht in den Wohnungsbau der Stadt Zürich. Schwanks patentierte Idee für ein *Wohngebäude für billige Wohnungen* war nicht für die bürgerlich-wohlhabende Schicht gedacht, sondern für die Arbeiterschicht. Seine Idee entsprach in ihrer räumlichen Ausgestaltung, wie auch in ihren Idealen, mehr den Vorstellungen von Godin mit seinem *Familistère*. Der Gemeinschaft wird viel Platz eingeräumt, während die privaten Wohnräume klein blieben. Hier war nicht nur eine Ersparnis von Arbeit und Geld die Motivation. Eine «Grosskommune für Zürich»³¹⁵, dafür war die Stadt vor dem Ersten Weltkrieg nicht bereit. Die Arbeiterschaft wohnte in beengenden Verhältnissen, in Wohnungen, die mit zu vielen Personen belegt waren, ob zugehörig zur Familie oder nicht. Es ist dabei fraglich, ob ihr Ideal für das Wohnen die Grosskommune war. Die bürgerliche Mittelschicht, die eigentliche Klientel der Einküchenhäuser in Kopenhagen, Stockholm und Berlin, konnte sich womöglich nicht damit anfreunden, im Arbeiterquar-

³¹⁵ Trösch: *Idastrasse 28*, S. 7.

tier zu wohnen. Selbst die am Bau beteiligten Handwerker sahen nicht vor, im Amerikanerhaus zu leben. Die städtische Ausprägung des Baus stand zudem im Gegensatz zum damaligen Ideal des Einfamilienhauses im Grünen. Die grossen Wohnhöfe der Genossenschaften mit ihren wenigen Gemeinschaftseinrichtungen entstanden erst später, nach dem Krieg. Dass Schwank doch einige Verbündete fand, liegt, wie sich zeigte, nicht an seinem Konzept, sondern an der wirtschaftlichen Lage, der Arbeitslosigkeit und der Mangelwirtschaft im Krieg. So verblüfft auch nicht, dass Schwanks Utopie nach und nach in der Realität versank. Das Amerikanerhaus, das kann nach dieser Arbeit gesagt werden, war nie ein Einküchenhaus, sondern ein Wohnhaus mit einem Restaurant. Der erste Wirt der «Aemtler-Halle» forcierte die Verköstigung der Bewohnerinnen und Bewohner, und abends traf man sich dort. Ob zum Essen oder einfach so, bleibt unklar. Doch die Gemeinschaft löste sich mit dem Einzug neuer Wohnungsnachbarn allmählich auf, und auch das Amerikanerhaus wurde nach und nach vergessen.

Zürich als Ort konservativer Wohnbaupolitik, das kann heute nicht mehr so gelten. Die Veränderungen, welche die gesellschaftlichen Strukturen seit 1968 erfuhren, erfassen auch das Wohnen. Die sogenannten neuen Haushaltstypen wurden immer selbstverständlicher. Dazu gehören zum Beispiel Single-, Konkubinats- und Alleinerziehende-Haushalte sowie Wohngemeinschaften.³¹⁶ Diese neuen Haushaltstypen vermischten sich dann vor allem in den 1980er-Jahren mit alternativen Wohnvorstellungen, welche Werte wie Gemeinschaft, Autonomie, Selbstbestimmung, geschlechterspezifische Gleichstellung und Ökologie grosschrieben und Isolation und Anonymität in den Städten kritisierten.³¹⁷ Verschiedenste Texte über den Zürcher Wohnungsbau widerspiegeln diese Entwicklungen. Die Architekturzeitschrift «Archithese» widmete dem gemeinschaftlichen Wohnen in den 1970er-Jahren drei Themenhefte.³¹⁸ Dort kommen Vorschläge zur Sprache, wie der Gesellschaft mit Hilfe von Architektur eine solidarische, genossenschaftliche und kooperative Form des Zusammenlebens nahegebracht werden könnte.³¹⁹ Über den gemeinnützigen Wohnungsbau wurde kritisch nachgedacht und dessen Motive, die

³¹⁶ Thomas Stahel: *Wo-Wo-Wonige. Stadt- und wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968*, Zürich 2006, S. 114.

³¹⁷ Ebd., S. 188f.

³¹⁸ *Archithese*, 8, 1973; 12, 1974; 14, 1975.

³¹⁹ Stanislaus von Moos: *Nochmals. Kollektives Wohnen*, in: *Archithese*, 14, 1975, S. 2.

Durchsetzung bürgerlicher Werte durchs Wohnen nachgezeichnet.³²⁰ Hans Widmer schrieb zudem Anfang der 1980er-Jahre unter dem Pseudonym p.m. die Sozialutopie «bolo'bolo», welche nicht nur die Zukunft des Wohnens, sondern des gesamten Lebens in autonomen Grosshaushalten, sogenannten «bolos», sieht, die nicht nur die Stadt, sondern auch das Land übersiedeln und mit ihrer Autonomie in Bezug auf Wirtschaft, Arbeit und Versorgung nichts weniger als den Zusammenbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems bewirken würden.³²¹ Von diesen und weiteren Schriften inspiriert, entstanden verschiedene Wohnbauprojekte, welche alternative und gemeinschaftliche Wohnformen in die Realität umsetzten: Der selbstverwaltete genossenschaftliche Grosshaushalt «Karthago» ist ein eigentliches Einküchenhaus, in welchem eine angestellte Köchin werktags für alle Bewohnerinnen und Bewohner Abendessen kocht und die zentrale Küche als Begegnungsort funktioniert. In der Genossenschaft KraftWerk1 werden möglichst viele verschiedene Wohn-, Arbeits- und Lebensformen vereinbart, und die Zusammensetzung der Bewohnerschaft soll der Durchschnittsbevölkerung der Stadt Zürich entsprechen.³²² Es sind Ideen vom Wohnen, vom Arbeiten und von der Gemeinschaft, die stark an die Frühsozialisten erinnern, aber auch an andere frühe Konzepte von gemeinschaftlichem Wohnen oder geteilter Hauswirtschaft.

Es ist daher auch nicht erstaunlich, dass gerade ab den 1970er-Jahren das Amerikanerhaus wieder aus der Vergessenheit hervorgerufen wurde. Der Aufsatz von Steinmann über das Laubenganghaus, der 1974 in einem der drei Themenhefte «Archithese» erschien, ist vermutlich der erste, welcher seit der «Zürcher Wochen-Chronik» 1918 über das Amerikanerhaus berichtete, Tröschs Reportage im «Magazin des Tages-Anzeigers» folgte 1976. Nach der Unterschutzstellung von 1992 folgten weitere kurze Artikel. Das Amerikanerhaus ist heute aber nicht nur dadurch bekannt; viele haben schon davon gehört oder auch gelesen, und vor allem wird es immer wieder mit dem Phänomen des Einküchenhauses in Verbindung gebracht. Doch ausser Trösch hatte noch niemand die ganze Geschichte des Hauses erzählt. Dies führte dazu, dass das Haus zu einem Mythos wurde. Zu einem dieser seltenen Einküchenhäuser, von denen es nur wenige gegeben hat-

³²⁰ Fritzsche: Der Transport bürgerlicher Werte.

³²¹ Stahel: Wo-Wo-Wonige, S. 134.

³²² Ebd., S. 140.

te, in Berlin und anderen grossen Städten Europas. Es ist die Momentaufnahme von Schwanks zweitem Baugesuch und seinem Antrag an den Regierungsrat, welche das Amerikanerhaus als Einküchenhaus vorsehen. Dass diese Idee stark abgeschwächt wurde, wird, wenn überhaupt, nur in einem kurzen Satz erzählt. Seine Bezeichnung «Amerikanerhaus», die angeblich aus dem Volksmund stammt, macht das Haus noch geheimnisvoller und beflügelt seinen Mythos. Vermutet wird, dass dieser Name entstand, weil das hotelartige Wohnen in Boardinghouses oder Apartmenthouses damals in Amerika verbreitet war.³²³ Auch Morelli weiss nichts Genaueres über die Herkunft des Namens, sie vermutet aber, dass das Haus aufgrund seiner Grösse mit Amerika assoziiert wurde.³²⁴ Die patentierte Idee Schwanks, die er immer wieder ins Amerikanerhaus einzubringen versuchte, wurde nicht baulich umgesetzt. Dies heisst aber nicht, dass sie nur Papier blieb. Der Mythos um das Haus wie auch seine ihm zugeschriebene sozialhistorische Bedeutung, welche bewirkte, dass das Haus unter Denkmalschutz steht, beweisen, dass Schwanks Idee ihre Wirkung entfaltete. Ab den 1970er-Jahren, als sich das Wohnen vom bürgerlichen Familienbild zu lösen begann, wurde das Haus wiederentdeckt, als Beispiel für eine frühe alternative Wohnform in Zürich gesehen und diente als Inspiration. Auch als ab 2006 die neu gegründete Genossenschaft Kalkbreite ihren Neubau projektierte, wurde Trösch eingeladen, über das Amerikanerhaus zu erzählen.³²⁵ Der 2012 bis 2014 realisierte Bau entspricht in seiner äusseren Erscheinung mit seiner farbigen Fassadengestaltung und dem monumentalen Hofeingang mehr den Wohnkomplexen der Genossenschaften der 1920er-Jahre. Im Innern finden sich jedoch eine Rue Intérieur und einige Grosshaushalte, welche sich eine zentrale Küche teilen. Somit wurde das verwirklicht, was das Amerikanerhaus niemals war, sondern das, was seinen Mythos darstellt.

Am Anfang meiner Recherche wurde ich davor gewarnt, dass die Geschichte dieses Hauses nicht weiter erzählt werden könne und hier nicht mehr viel «Fleisch am Knochen» sei, weil die ursprüngliche Idee bereits vor der Aufzeichnung des ersten Protokolls der Genossenschaft «kastriert war».³²⁶ Werden aber alle vorhandenen Hinweise zusam-

³²³ Dangel: *Idastrasse 28*, S. 143.

³²⁴ Gespräch mit Rachele Morelli, 6. Juni 2018.

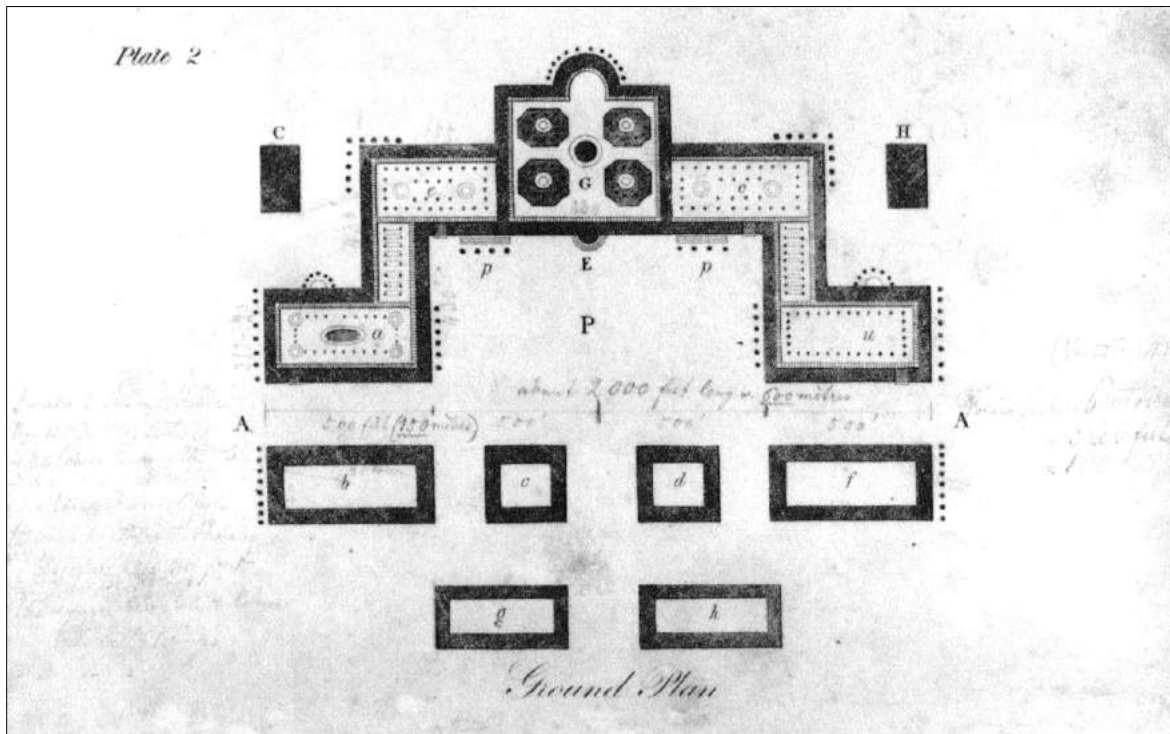
³²⁵ Telefongespräch mit Peter Trösch, Verfasser des Artikels «Idastrasse 28, Zürich-Wiedikon», in: *Tages-Anzeiger Magazin*, 17. Januar 1976, 8. Februar 2018.

³²⁶ Gespräch mit Nicola Behrens, Stadtarchiv Zürich, 13. Februar 2018.

mengeführt, so konnte doch ein umfassender Teil der Geschichte des Hauses rekonstruiert werden; bei anderen Aspekten wurden durch das Kombinieren von Quellen und Literatur mögliche Zusammenhänge aufgezeigt. Der Bezug zu den heutigen alternativen Wohnformen, welche aus Zürich nicht mehr wegzudenken sind, wirft zudem weiterführende Fragen auf.

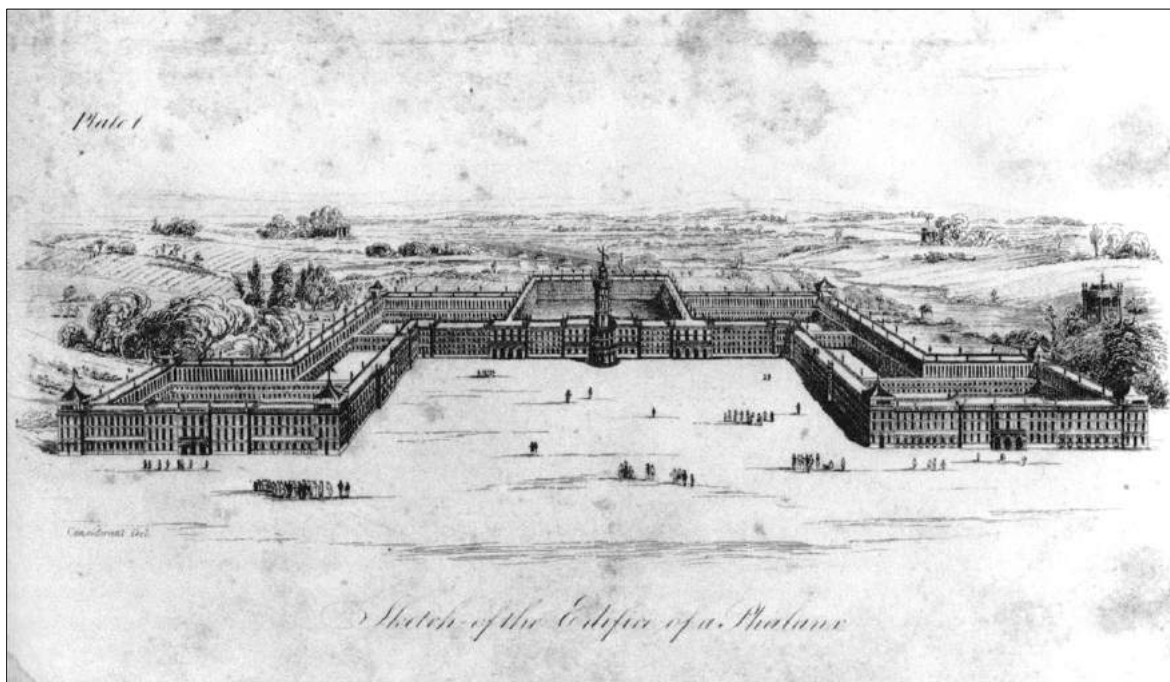
7. Abbildungen

Abbildung 1



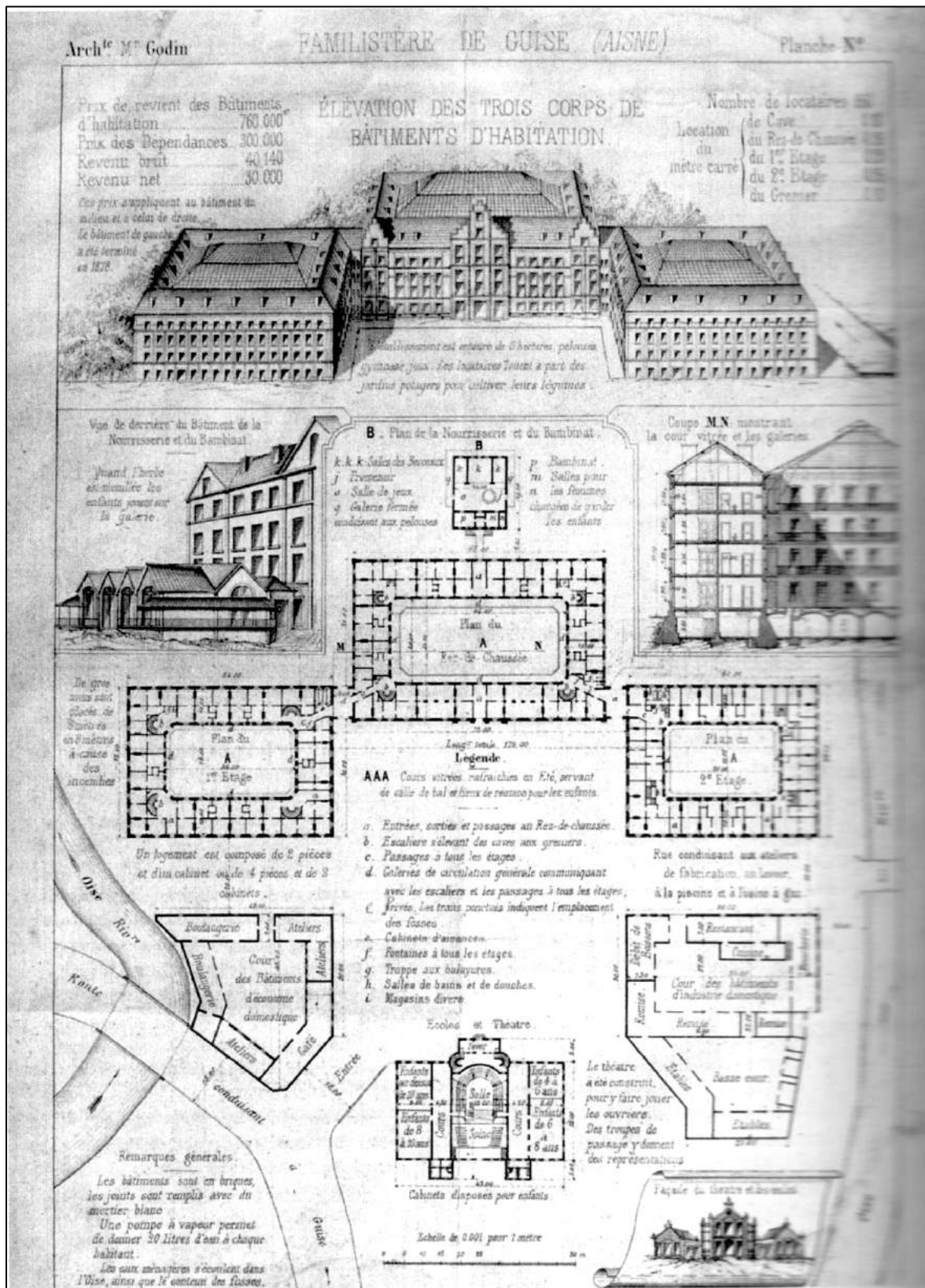
Charles Fourier: Grundriss eines Phalanstère, 1840, in: Vittorio Magnago Lampugnani: Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Urbane Entwürfe in Europa und Nordamerika, Berlin 2017, S. 238.

Abbildung 2



Perspektive eines Phalanstère, Stich von Albert Brisbane, 1840, in: Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 237.

Abbildung 3



Jean-Baptiste André Godin: Familistère in Guise, Perspektive, Schnitt und Grundrisse, 1871, in: Lampugnani: Stadt von der Neuzeit, S. 240.

Abbildung 4



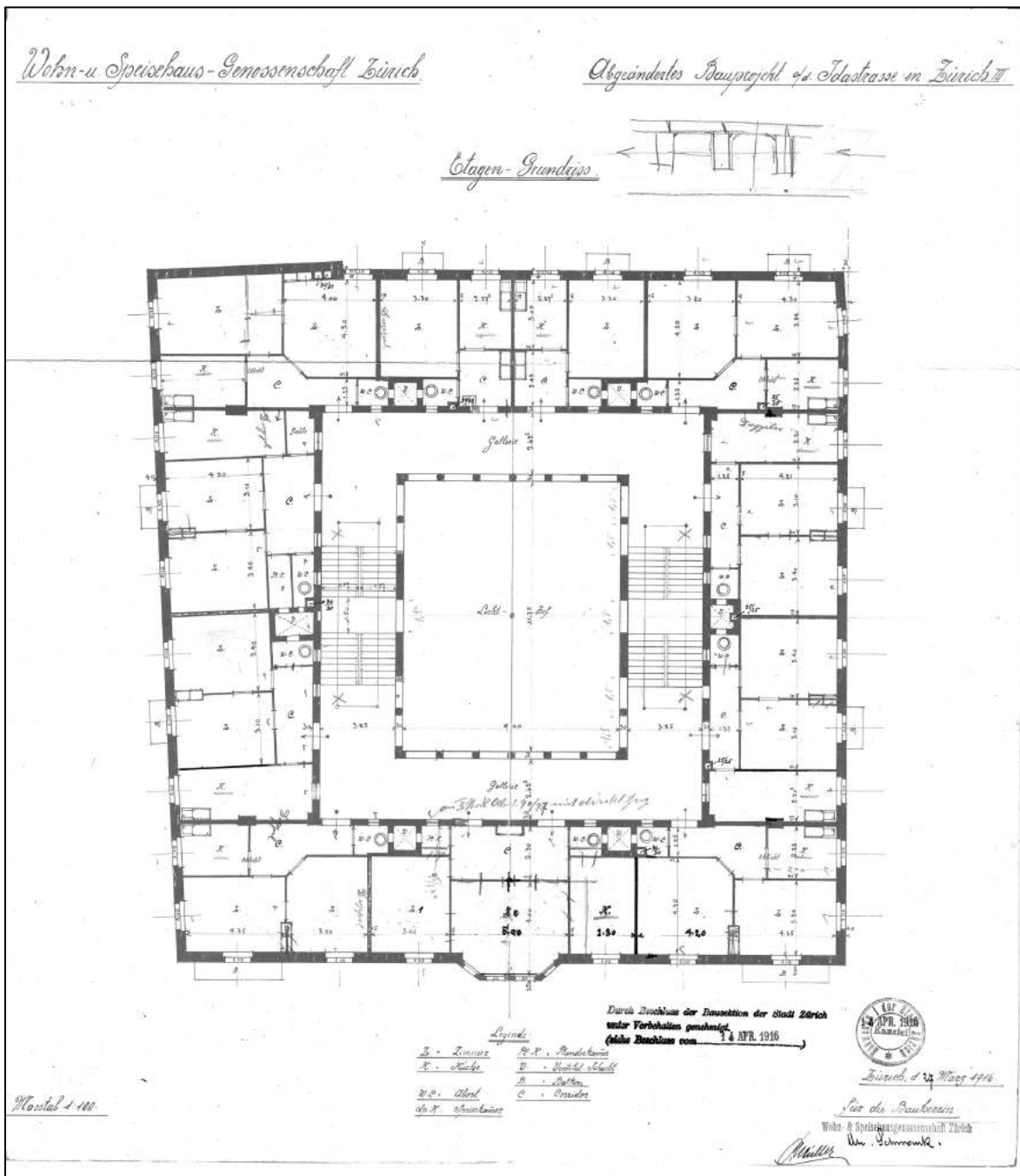
Amerikanerhaus, Ansicht Idastrasse/Gertrudstrasse, Foto 2004, in: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (BAZ), Online Sammlung, <https://baz.e-pics.ethz.ch> [23. Juli 2018].

Abbildung 5



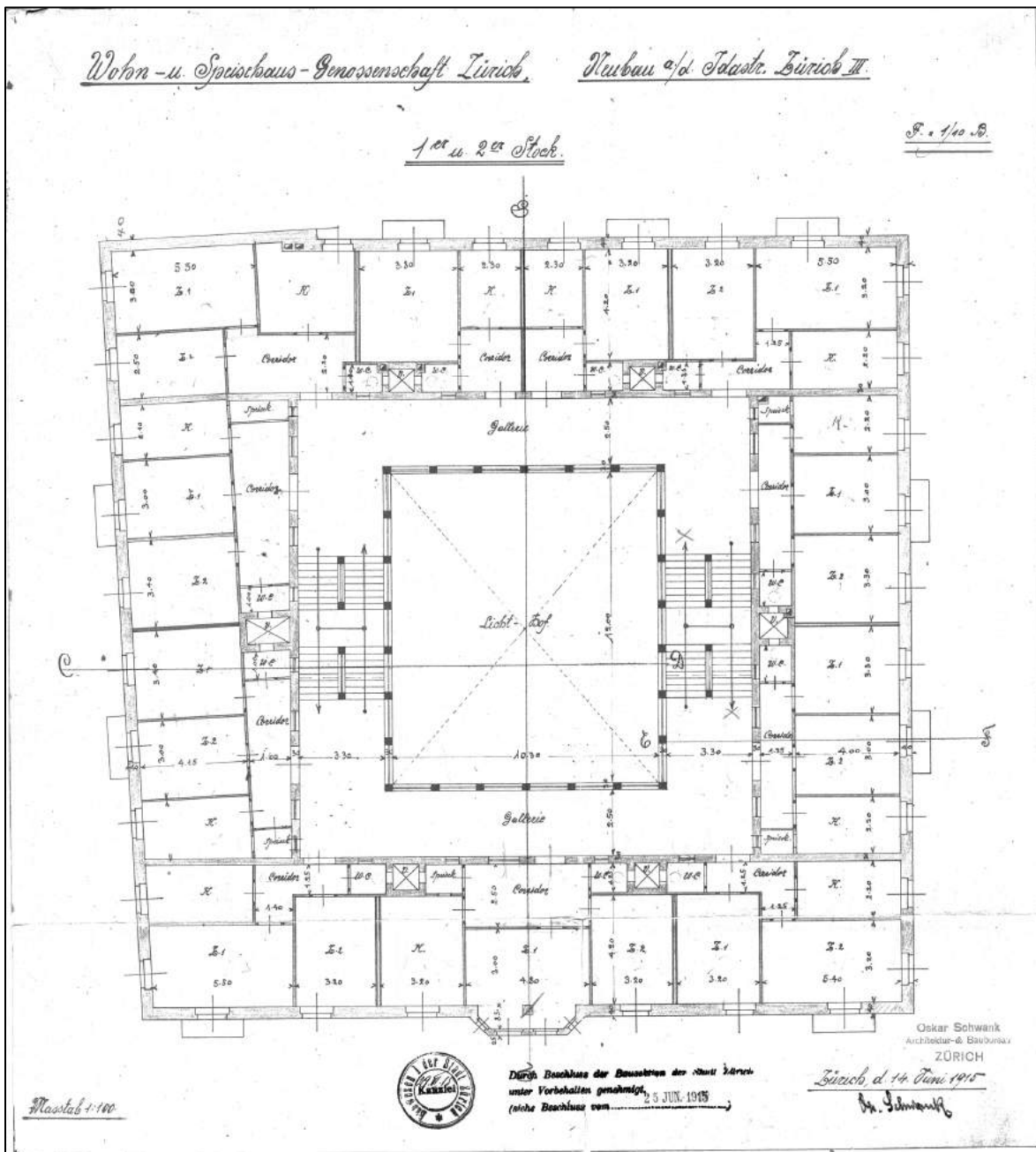
Oskar Schwank: Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich (WSG), Ausführungspläne für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Erdgeschoss, 27. März 1916, in: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich (AfB), Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 6



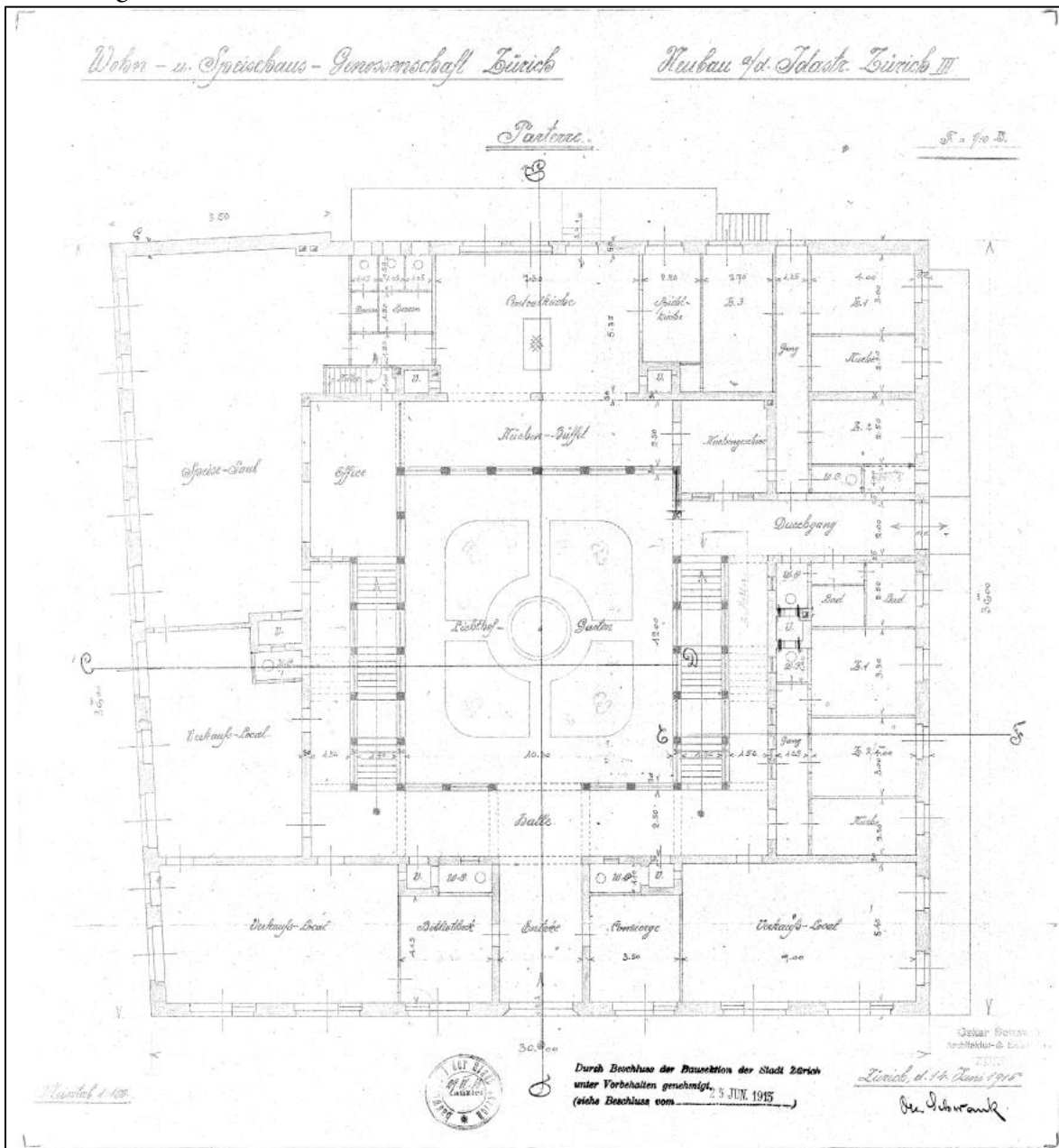
Schwanke: WSG, Ausführungspläne für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Wohnetagen, 27. März 1916, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 7



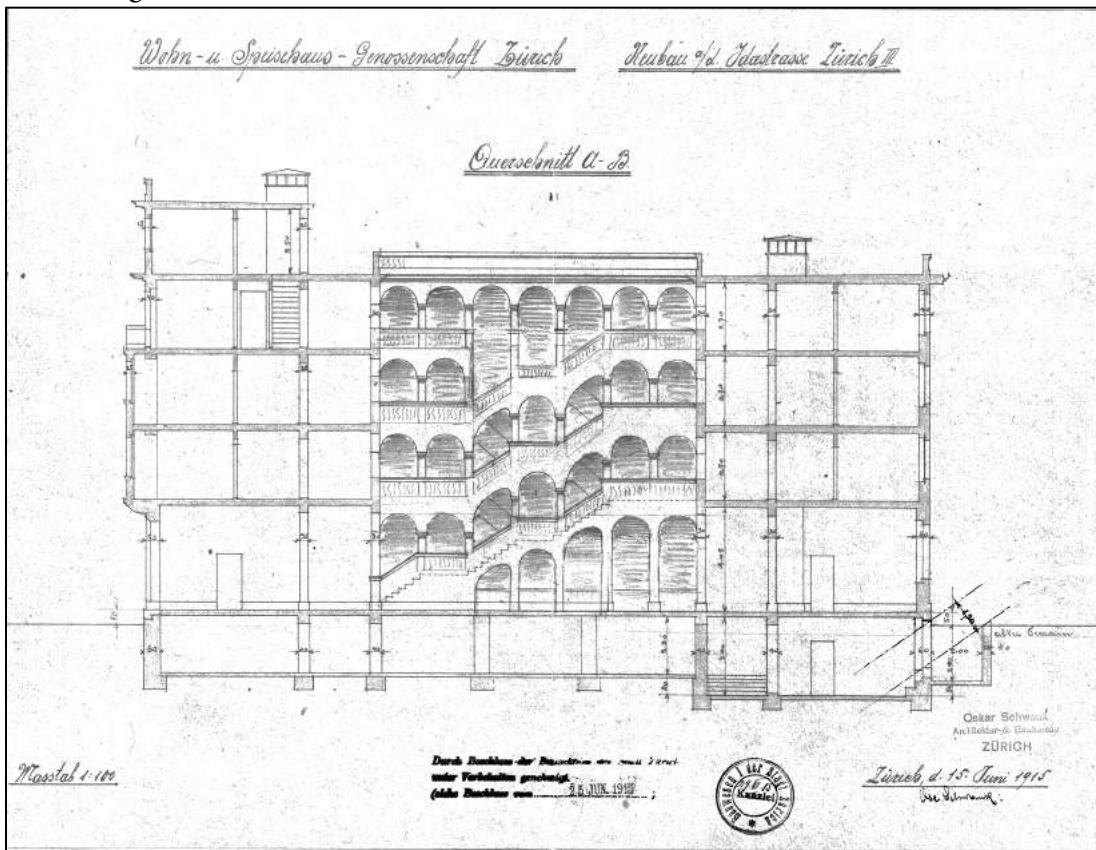
Schwank: WSG, Zweites, bewilligtes Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Wohnetagen, 14. Juni 1915, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 8



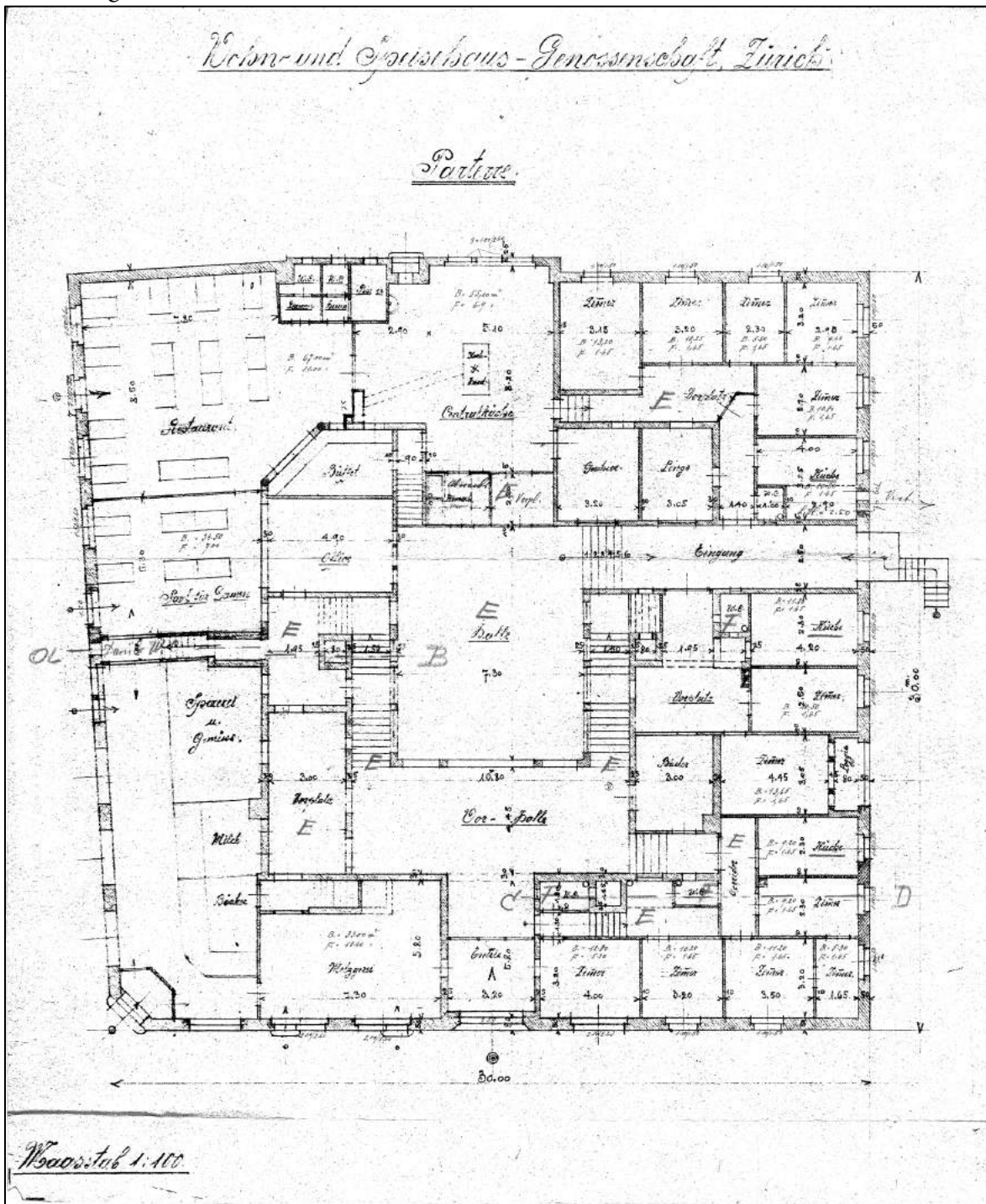
Schwank: WSG, Zweites, bewilligtes Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Erdgeschoss, 14. Juni 1915, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildungen 9 und 10



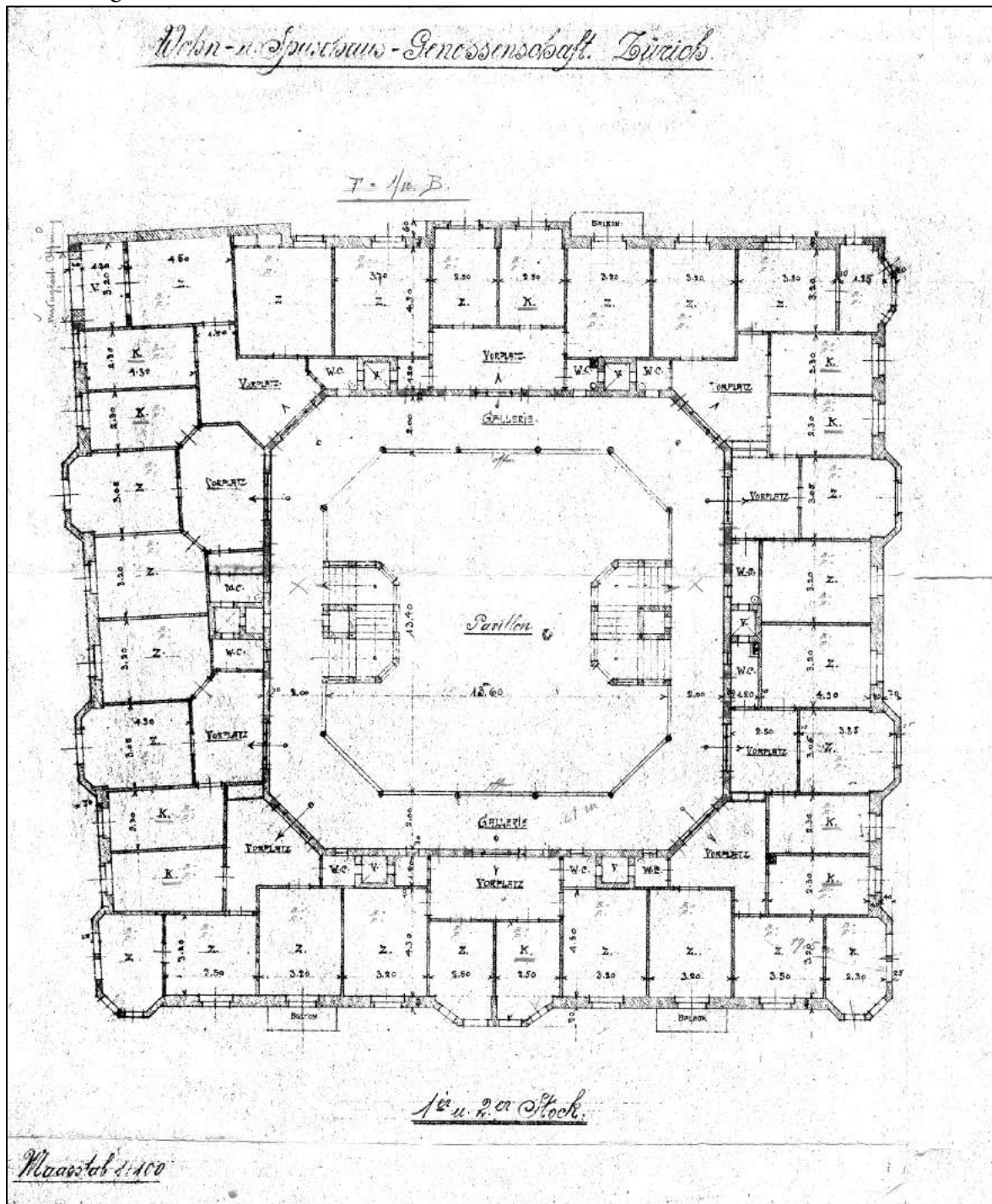
Schwank: WSG, Zweites, bewilligtes Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28, Querschnitt A-B und Fassade, 15. und 12. Juni 1915, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 11



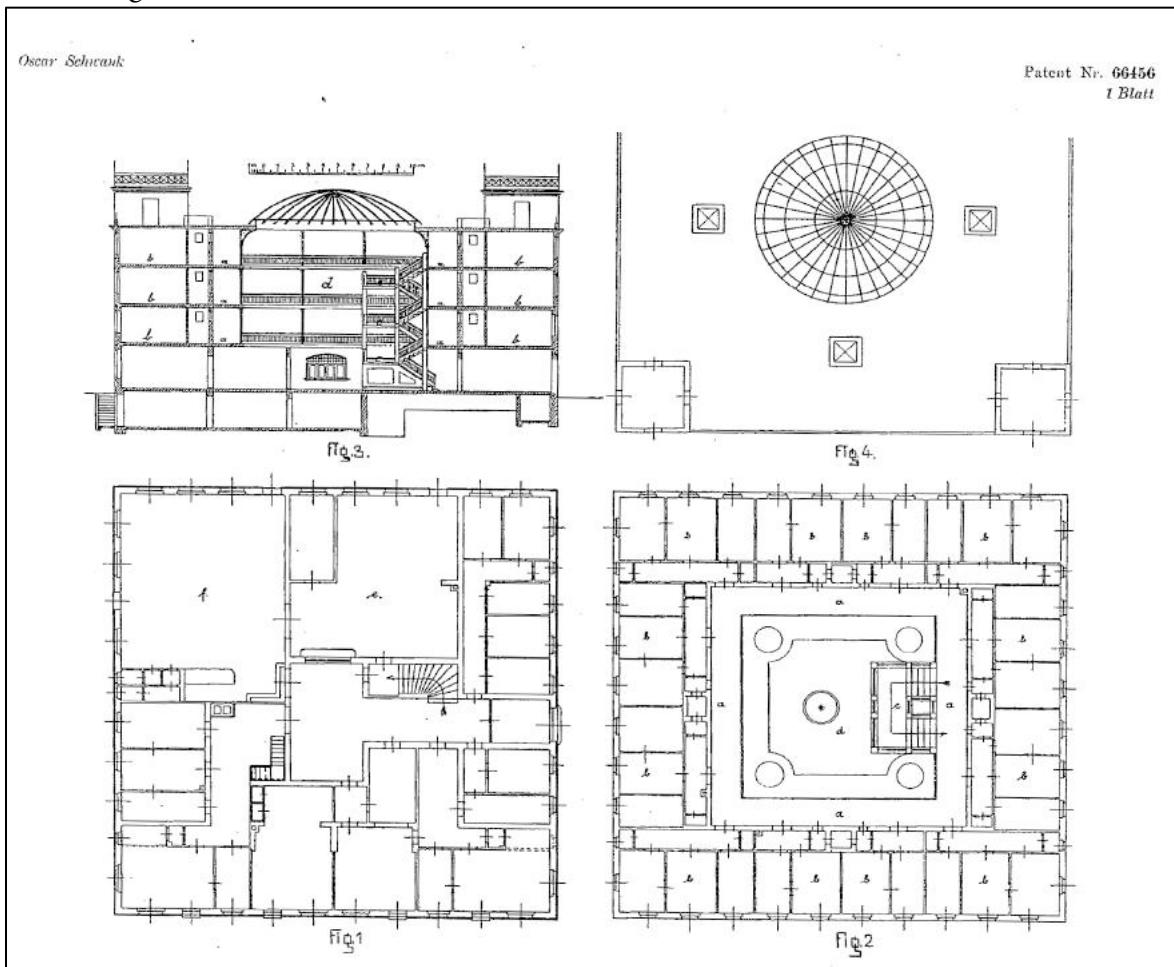
Schwank: WSG, Erstes, verweigertes Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Erdgeschoss, 15. April 1915, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 12



Schwank: WSG, Erstes, verweigertes Baugesuch für den Bau an der Idastrasse 28, Grundriss Wohntagen, 15. April 1915, in: AfB, Dossier Idastrasse 28.

Abbildung 13



Patentschrift des Eidgenössischen Amtes für geistiges Eigentum Nr. 66456, Oskar Schwank: Wohngebäude für billige Wohnungen, 24. Oktober 1913, Grundrisse und Schnitt, in: Staatsarchiv des Kantons Zürich, PAT2 4f Nr. 66456.

Abbildung 14



Städtische Siedlung «Limmat I», Foto 1909, in: BAZ, Online Sammlung, <https://baz.e-pics.ethz.ch> [27. Juli 2018].

Abbildung 15



Städtische Siedlung «Zurlinden», Foto 1919, in: BAZ, Online Sammlung, <https://baz.e-pics.ethz.ch> [27. Juli 2018].

Abbildung 16



Siedlungen der Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals (links), der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (rechts), der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Röntgenhof (rechts im Vordergrund). Im Hintergrund die tiefergelegte Seebahn, Foto 1931, in: BAZ, Online Sammlung, <https://baz.e-pics.ethz.ch> [27. Juli 2018].

Abbildung 17



Eklektizistische Wohnbauten Sihlfeldstrasse/Bertastrasse, Foto um 1925, in: BAZ, Online Sammlung, <https://baz.e-pics.ethz.ch> [27. Juli 2018].

8. Literatur- und Quellenverzeichnis

8.1. Literatur seit 1970

Albertin Ismael: Die Massnahmen des Zürcher Stadtrats zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung 1914–1921, in: Krämer Daniel/Pfister Christian/Segesser Daniel Marc (Hg.): Woche für Woche neue Preisaufschläge. Nahrungsmittel-, Energie und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkriegs, Basel 2016, S. 211–233.

Bärtschi Hans-Peter: Industrialisierung, Eisenbahnschlachten und Städtebau. Die Entwicklung des Zürcher Industrie- und Arbeiterstadtteils Aussersihl. Ein vergleichender Beitrag zur Architektur- und Technikgeschichte, Basel 1983.

Balmer Leo/Erni Stefan/von Gunten Ursula: Cooperation between Capital and Labour, in: Lotus, 12, 1976, S. 58–89.

Bauer Lilli/Bauer Werner T.: Heimhof, in: Landesorganisation Wien der Sozialdemokratischen Partei Österreichs (Hg.): Das Rote Wien, o.J., www.dasrotewien.at/seite/heimhof [12.Juni 2018].

Bollerey Franziska: Architekturkonzeptionen der Utopischen Sozialisten. Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozess, Berlin 1991.

Bonhage Barbara: Schweizerische Bodenkreditanstalt. Aussergewöhnliche Zeiten bringen aussergewöhnliche Geschäfte, hg. v. der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2001.

Bosshard Felix/Koller René/Peter Max: Die Tram-, Bus- und Quartiergeschichte im Aussersihl, hg. v. der Ortsgeschichtlichen Kommission des Quartiervereins Aussersihl-Hard, Zürich 2017.

Boudet Dominique: Die Renaissance der Zürcher Wohnbaugenossenschaften, in: Ders. (Hg.): Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 9–15.

Dangel Karin: Idastrasse 28, Gertrudstrasse 37, «Aemtlerhalle» oder «Amerikanerhaus», in: Zürcher Denkmalpflege. Stadt Zürich. Bericht 1991/1992, hg. v. Hochbauamt der Stadt Zürich. Büro für Archäologie und Denkmalpflege, Zürich 1992, S. 142–144.

Eisen Markus: Vom Ledigenheim zum Boardinghouse. Bautypologie und Gesellschaftstheorie bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin 2012.

Fritzsche Bruno/Lemmenmeier Max: Auf dem Weg zu einer städtischen Industriegesellschaft 1870–1918, in: Flüeler Niklaus/Flüeler-Gauwiler Marianne (Hg.): Geschichte des Kantons Zürich, 3 Bde., Zürich 1994–1997, Bd. 3 – 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 158–249.

Fritzsche Bruno/Lemmenmeier Max: Die revolutionäre Umgestaltung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat 1780–1870, in: Flüeler Niklaus/Flüeler-Gauwiler Marianne (Hg.): Geschichte des Kantons Zürich, 3 Bde., Zürich 1994–1997, Bd. 3 – 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 20–157.

Fritzsche Bruno: Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur, in: von Aarburg Hans-Peter/Oester Kathrin (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit, Freiburg i.Ü. 1990, S. 17–34.

Fritzsche Bruno: Vorhänge sind an die Stelle der alten Lumpen getreten. Die Sorgen der Wohnungsfürsorger im 19. Jahrhundert, in: Brändli Sebastian/Gugerli David/Jaun Rudolf/Pfister Ulrich (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel 1990, S. 383–396.

Gasal Corinne: Gertrudstrasse 37. Idastrasse 28, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 53.

Glaser Marie Antoinette: Die schlichte Beständige. Die Wohnsiedlung Zurlinden 1919, in: Dies. (Hg.): Vom guten Wohnen. Vier Zürcher Hausbiografien von 1915 bis zur Gegenwart, Sulgen 2013, S. 92–121.

Häußermann Hartmut/Siebel Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim 1996.

Hanak Michael: Eschenwiesenstrasse 1–4. Gertrudstrasse 27–31. Kalkbreitestrasse 74–78, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 49f.

Haupt Isabel: Einküchenhaus und Einbauküche. Anmerkungen zur Küche in modernen Zeiten, in: NIKE-Bulltin, 1/2, 2014, S. 14–19.

Hayden Dolores: The Grand Domestic Revolution. A History of Feminist Designs for American Homes, Neighborhoods and Cities, Cambridge MA 1981.

Joris Elisabeth: Frauenorganisationen, in: Dies./Witzig Heidi: Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich² 1987, S. 425–565.

Joris Elisabeth/Witzig Heidi: Frau und Erwerbstätigkeit, in: Dies. (Hg.): Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich² 1987, S. 167–273.

Koch Michael/Kurz Daniel: Mehr als Wohnen. Auf der Suche nach dem neuen Zürich, in: Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007, hg. v. Finanzdepartement und dem Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Zürich 2007, S. 16–33.

Koch Michael/Somandin Mathias/Süsstrunk Christian: Kommunalen und Genossenschaftlicher Wohnungsbau in Zürich. Ein Inventar der durch die Stadt geförderten Wohnbauten 1907–1989, hg. v. Finanzamt und Bauamt II der Stadt Zürich, Zürich 1990.

Kreis Georg: Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918, Zürich 2014.

Künzle Daniel: Stadtwachstum, Quartierbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich-Aussersihl 1850–1914, in: Brändli Sebastian/Gugerli David/Jaun Rudolf/Pfister Ulrich (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel 1990, S. 43–58.

Kurz Daniel: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940, Zürich 2008.

Kurz Daniel: Kollektive Wohnformen, in: Hugentobler Margrit/Hofer Andreas/Simmendinger Pia (Hg.): Mehr als Wohnen. Genossenschaftlich planen. Ein Modellfall aus Zürich, Basel 2015, S. 34–39.

Kurz Daniel: Stadt und Genossenschaften. Eine wohnungspolitische Symbiose, in: Boudet Dominique (Hg.): Wohngenossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 31–37.

Kurz Daniel: Wiedikon. Siedlungsentwicklung, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 11–23.

Lampugnani Vittorio Magnago: Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Urbane Entwürfe in Europa und Nordamerika, Berlin 2017.

Maeder Eva: Zürich im Ersten Weltkrieg. Eine Annäherung in Bildern, in: Hebeisen Erika/Niederhäuser Peter/Schmid Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs, Zürich 2014, S. 11–27.

Mair Walter/Mouthon Philippe/Somandin Mathias: Städtische Siedlung Limmat I. Zürich Industriequartier, hg. v. Finanzdepartement der Stadt Zürich, Zürich 2002, www.stadt-zuerich.ch/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen/siedlungen.html [30. Mai 2018].

Mair Walter/Mouthon Philippe/Somandin Mathias/Zimmermann Jürg: Städtische Siedlung Zurlinden. Zürich Wiedikon, hg. v. Finanzdepartement der Stadt Zürich, Zürich 2012, www.stadt-zuerich.ch/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen/siedlungen.html [30. Mai 2018].

Michel Regula: Zurlindenstrasse 232–237. Badenerstrasse 291–295. Fritschistrasse 2–11/15–19. Zentralstrasse 163–167. Zypressenstrasse 40, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbaudepartement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 82.

von Moos Stanislaus: Nochmals. Kollektives Wohnen, in: Archithese, 14, 1975, S. 2.

Mühlestein Erwin: Kollektives Wohnen gestern und heute. Neue Wohnformen für die Industriegesellschaft 1930–1975, in: Archithese, 14, 1975, S. 3–23.

Orland Barbara: Haushaltswelten zur Jahrhundertwende, in: Dies. (Hg.): Haushalts(t)räume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Königstein im Taunus 1990, S. 27–35.

Peter Max: Die Seebahn in Aussersihl und Wiedikon, hg. v. der Ortsgeschichtlichen Kommission des Quartiervereins Aussersihl-Hard, Zürich 2003.

Schärer Caspar: Von der Disziplinierung der Stadt zum urbanen Archipel. Genossenschaftsbauten formen das Stadtbild von Zürich, in: Boudet Dominique (Hg.): Wohn-genossenschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften, Zürich 2017, S. 23–27.

Schmid Susanne: Geteiltes Wohnen. Modelle des urbanen Zusammenlebens mit Nutzungsoptionen als Erweiterung und Kompensation des individuellen Wohnraums, Zürich 2017.

Seemann Isabella: Emanzipation durch Küchenreform, in: Tagblatt der Stadt Zürich, 31. Mai 2017, S. 39.

Steinmann Martin: Das Laubenganghaus. Bemerkungen zu seinem Bedeutungswandel zwischen 1849 und 1929, in: Archithese, 12, 1974, S. 3–12.

Stahel Thomas: Wo-Wo-Wonige. Stadt- und wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968, Zürich 2006.

Stieber Nancy: Housing Design and Society in Amsterdam. Reconfiguring Urban Order and Identity. 1900–1920, Chicago 1998.

Stutz Werner: Bertastrasse 1–5/11/15. Sihlfeldstrasse 53–57/63, in: Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, hg. v. Hochbau-departement der Stadt Zürich. Amt für Städtebau, 9 Bde., Zürich 2002–2013, Bd. 4 – Wiedikon. Albisrieden. Altstetten, Zürich² 2009, S. 35.

Terlinden Ulla/von Oertzen Susanna: Die Wohnungsfrage ist Frauensache. Frauenbewegung und Wohnreform 1870–1933, Berlin 2006.

Trösch Peter: Idastrasse 28, Zürich-Wiedikon, in: Tages-Anzeiger Magazin, 17. Januar 1976, S. 6–11, 30.

Uhlig Günther: Kollektivmodell Einküchenhaus. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus. 1900–1933, Giessen 1981.

Vestbro Dick Urban: History of Cohousing. Internationally and in Sweden, 2008, <https://web.archive.org/web/20140222144240/http://www.kollektivhus.nu/pdf/colhisteng08.pdf> [23. März 2018].

Bier und Bierbrauen in Zürich. Begleitpublikation zur Ausstellung des Stadtarchives Zürich in Zusammenarbeit mit dem Firmenarchiv der Brauerei Hürlimann AG im Haus «zum untern Rech», Zürich 1989.

Einleitung «Alt-Wiedikon. Sihlfeld», in: Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907–2007, hg. v. Finanzdepartement und dem Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Zürich 2007, S. 278.

GIS-Browser. Instrument zur Visualisierung der Geodaten des Kantons Zürich. Karte Gebäudealter, <https://maps.zh.ch> [15. März 2018].

INSA. Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, hg. v. der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 11 Bde., Zürich 1982–2004, Sonderpublikation aus Bd. 10 – Zürich. Architektur und Städtebau 1850–1920, Zürich 2001.

8.2. Literatur bis 1930

Bebel August: Charles Fourier. Sein Leben und seine Theorien, Stuttgart 1888.

Bebel August: Die Frau und der Sozialismus, Zürich 1879.

Bellamy Edward: Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887. Übersetzt von Clara Zetkin, Stuttgart 1914.

Braun Lily: Frauenarbeit und Hauswirtschaft, Berlin 1901.

Braun Lily: Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite, Leipzig 1901.

De Bruyn Klemens: Wohn- und Kosthaus des Direktors Fick in Kopenhagen, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, hg. v. preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 27, 1907, S. 69.

Dohm Hedwig: Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage, Berlin 1873.

Dolbin B.F.: Das Familien-Einküchenhaus, in: Allgemeine Bau-Zeitung, 8, Wien 1922, S. 6f.

E.R.: Ausstellung und Frauenkongress in Berlin, in: Frauenbestrebungen, 4, 1912, S. 25–28.

Federn Ernestine: Die Einküchenhäuser in Berlin, in: Frauenbestrebungen, 8, 1909, S. 62f.

Godin Jean-Baptiste André: Solutions Sociales, Paris 1871.

Howard Ebenezer: Garden Cities of To-Morrow, London 1902 [Reprint London 1946].

H.B.: Bilder vom heurigen Kongress für Wohnungswesen und Städtebau in Wien, in: Schweizerische Bauzeitung, 87/88, 1926, S. 230–233.

M.M.: Kochtopf und Waschkessel, in: Die arbeitende Frau. Zeitung für die gesamten Interessen der arbeitenden Frauen, hg. v. der Frauenagitationskommission der Kommunistischen Partei Schweiz, 29. März 1924.

P.B.: Etwas zur Ethik der Dienstbotenfrage, in: Frauenbestrebungen, 2, 1910, S. 10f.

Perkins Gilman Charlotte: *Women and Economics*, Boston 1898 [Reprint New York 1994].

Rotter Max: *Wie wohnen wir billig? Die Lösung der Wohnungsfrage*, Zürich 1916.

Schlesinger Therese: *Das erste Familieneinküchenhaus in Wien*, in: *Die Sozialistische Genossenschaft. Halbmonatsschrift für die gesamte Genossenschaftsbewegung*, 10/11, 1922, S. 96f.

Schreiber Adele: *Eine Enquête über die Soziale Frage*, in: *Die Frau*, 5, 1898, S. 211–215.

Schwimmer Rosika: *Zentralhaushaltungen*, in: *Die Umschau. Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft und Technik sowie ihrer Beziehungen zur Literatur und Kunst*, 11, 1907, S. 1024–1029.

Wild Doris: *Wohnbaufragen der Gegenwart*, in: *Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur*, 6, 1926/1927, S. 593–598.

Rubrik «Bauwesen», in: *Zürcher Wochen-Chronik*, 30. März 1918, S. 100.

Artikel «Die Befreiung der Hausfrau», in: *Frauenbestrebungen*, 1, 1905, S. 8.

Artikel «Das Einküchenhaus», in: *Frauenbestrebungen*, 6, 1907, S. 48.

Artikel «Einküchenhäuser», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 52, 1908, S. 158.

Bierbrauerei am Uetliberg. Zürich III Wiedikon. Den Freunden der Bierbrauerei am Uetliberg gewidmet zum 25-jährigen Jubiläum, Zürich 1898.

8.3. Quellen betreffend das Amerikanerhaus

Geschäftsberichte und Jahresrechnungen der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich und der Immobiliengesellschaft Aemtlerhalle AG, 1918–1980, in: Stadtarchiv Zürich, Firmenarchiv Brauerei Hürlimann AG, VII.206.H.9.42, Schachtel 792.

Patentschrift des Eidgenössischen Amtes für geistiges Eigentum Nr. 66456, Oskar Schwank: Wohngebäude für billige Wohnungen, 24. Oktober 1913, in: Staatsarchiv des Kantons Zürich, PAT2 4f Nr. 66456.

Protokolle der Bausektion I des Stadtrates betreffend der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, 1915–1916, in: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich, Dossier Idastrasse 28.

Protokolle der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, 1916–1946, in: Stadtarchiv Zürich, Firmenarchiv Brauerei Hürlimann AG, VII.206.H.9.42, Schachtel 791.

Regierungsratsbeschluss Nr. 703 betreffend der Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, 12. August 1915, in: Staatsarchiv des Kantons Zürich, StAZH MM 3.29 RRB 1915/1841.

Schwank Oskar: Wohn- und Speisehausgenossenschaft Zürich, Pläne für den Bau an der Idastrasse 28, 1915–1916, in: Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich, Dossier Idastrasse 28.

8.4. Allgemeine Quellen

Adressbücher der Stadt Zürich 1875–1998, in: Lesesaal des Stadtarchivs Zürich.

Kontrollbücher über das Mitgliedwesen der Sozialdemokratischen Partei Zürich 3, in: Schweizerisches Sozialarchiv, Archiv der Sozialdemokratischen Partei Zürich 3, Ar 461.40.16/17.

Protokolle der Wohnungsbaukommission 1905–1965, in: Stadtarchiv Zürich, V.G.a.22.

Max Rotter: Dokumente betreffend die Genossenschaft Das Neues Haus, in:
Schweizerisches Sozialarchiv, Nachlass Max Rotter, Ar 137.25.1.

8.5. Oral History

Gespräch mit Nicola Behrens, Stadtarchiv Zürich, 13. Februar 2018.

Gespräch mit Rachele Morelli, Präsidentin der Michelangelo-Morelli-Immobilien AG,
der Besitzerin des Amerikanerhauses, 6. Juni 2018.

Telefongespräch mit Peter Trösch, Verfasser des Artikels «Idastrasse 28, Zürich-
Wiedikon», in: Tages-Anzeiger Magazin, 17. Januar 1976, 8. Februar 2018.

Gespräch mit Daniel Weiss, stellvertretender Leiter des gta Archivs, Institut für
Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich, 26. April 2018.